M 3529 E
Nr. 4 / April 1982
4,– DM
Österreich 32 öS
Schweiz 4,– sfr
Frankreich 12 FF
Luxemburg 75 lfr
Italien 2800 L
Spanien 200 Ptas
Erstverkaufstag:
26. 3. 82

PAN

Unsere herrliche Welt

Weimar
Die Stadt der Klassiker

Albrecht Dürer
Das Genie aus Nürnberg

Vasenbilder
Meisterwerke aus Attika

150. Geburtstag
Wilhelm Busch als Maler

Bernstein
Das Gold des Nordens

Guatemala
Osterpassion der Indios

Aus welcher Sicht wird man den großen BMW am stärksten befürworten?

Aus Weitsicht.

Wenn Sie vieles von dem, was woanders erst in Forschungsfahrzeugen stattfindet oder als technische Zukunftsvision Ausstellungsstände ziert, heute schon in einer Limousine kaufen wollen, haben Sie nur eine Wahl: sich bei einem BMW Händler einmal die BMW 7er Reihe anzusehen. Sie bietet Ihnen u.a.: Computergesteuerte Triebwerke (Digitale Motor-Elektronik). Individuelle Service-Vorgabe (computergesteuerte Service-Intervallanzeige). Exakte Benzin-Verbrauchsanzeige in jedem Gang (computergesteuerte Energie-Control). Selbständige Fehler- bzw. Verschleißanzeige (aktive Check-Control).

Erlauben Sie sich also den lohnenswerten Vorgriff auf die Zukunft der Spitzenklasse.

Die BMW der 7er Reihe. Kauf oder Leasing – für beides ist Ihr BMW Händler der richtige Partner.

Heft 4, April 1982

INHALT

Zum Titelbild
„Das malte ich nach meiner Gestalt, ich war sechsundzwanzig Jahre alt. Albrecht Dürer" lautet die Inschrift. Das berühmte Selbstbildnis, Öl/Holz, 52 x 41 cm groß, hängt im Prado, Madrid.
Bericht Seite 6

Weimar, *die Stadt der Klassiker. Ein Porträt.* *Seite 38*

Osterpassion *der Indios in Guatemala.* *Seite 26*

Griechische Vasen, *Meisterwerke aus Attika.* *Seite 52*

Wilhelm Busch, *der heimliche Maler.* *Seite 82*

Bernstein, *Gold des Nordens.* *Seite 74*

Amish, *Pfälzer in USA.* *Seite 60*

Ballspenden. *Seite 90*

Leserpost. *Seite 50*

PAN erscheint jeden Monat im Verlag BURDA GmbH, 7600 Offenburg

VERLEGER UND HERAUSGEBER:
DR. FRANZ BURDA

REDAKTION:

TEXT: Dr. Willy Grafschmidt (verantwortlich), Hans Jakob Kurz

BILD: Werner Wieber (verantwortlich), Gabriele Henkel, Edith Viertel

LAYOUT: Bernhard Pallagst

AUSLANDSKORRESPONDENTEN:

London: Johannes Gewiess, 50, Fetter Lane, 3rd Floor, London E. C. 4y OJA, Tel. 01–3 53 35 68, 3 53 35 69, 3 53 67 09, FS: 267 402.

New York: Fritz G. Blumenberg, Burda Publications, Rockefeller Center, Suite 1918, 1270 Avenue of the Americas, New York. N. Y. 10020, Tel. (2 12) 5 82 38 24, FS: RCA 236 618.

Los Angeles: Frances Schoenberger, Burda Publications, 6430 Sunset Blvd. Suite 714, Hollywood, California 90 028, Tel. (2 13) 462–1238, FS: 194 374.

Paris: Beate Becker, 123, Champs-Elysées, 75008 Paris, Tel. 720 39 46, 720 18 08; FS: 610 972.

Rom: Corso Bojano, Via dell' Olmata 30, 00184 Rom, Tel. 46 02 00, FS: 00 4 361 503.

Für die Gesamtauslieferung in Österreich verantwortlich: Pressegroßvertrieb Salzburg, Ges. mbH & Co. KG, Niederalm 300, 5081 Anif, Tel. 0 62 46/37 21, FS: 06-27 59.

Für unverlangte Manuskripte und Fotos keine Haftung.

Einzelpreis im Bundesgebiet 4,– DM inkl. 6,5% MWSt., Abonnementspreis Inland 3,50 DM inkl. MWSt.

Auslandspreise: Belgien 80 bfr; Dänemark 14 dkr; Finnland 11 Fmk; Griechenland 130 Dr; Großbritannien 1,30 £; Kanarische Inseln 200 Ptas; Niederlande 4,75 hfl; Norwegen 15 nkr; Portugal 130 Esc; Schweden 12,50 skr. zuzüglich Auslandsporto.

Printed in West-Germany. Grenzüberschreitende Lieferungen sind nur mit Zustimmung des Verlags gestattet.

ANZEIGEN: Anzeigendirektor: Rudolf A. Bauer, Anzeigenverkaufsleiter: Helmut Baumann-Krantz, verantwortlich für den Anzeigenteil: Herbert Scherer, Anzeigen-Preisliste Nr. 2, gültig ab 1. Januar 1982

VERTRIEBSLEITER: Jörg Schatz

OBJEKTLEITER: Rudolf A. Reiff

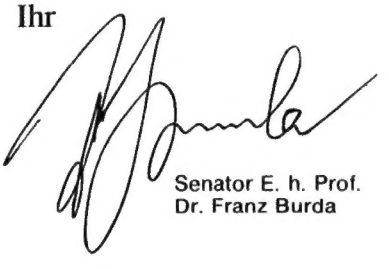
VERLAG UND DRUCK: Burda GmbH, Postfach 12 30, Tel. (07 81) 84 01, FS: 7 52 800 99, 7600 Offenburg.

Liebe PAN-Leser

In dieser Ausgabe finden Sie eine Reportage über die sogenannten Amish-People in Amerika. Sie sind die Nachkommen von Pfälzer Einwanderern, die vor fast 300 Jahren aus religiösen Gründen Deutschland verließen. Das Besondere an ihnen ist: Sie sprechen noch immer Pfälzerdeutsch und hausen beinahe genauso wie ihre Vorfahren; lehnen Traktoren, Elektrizität, kurzum alle Errungenschaften der modernen Technik ab, sie leben buchstäblich wie in biblischen Tagen. Und da fiel mir ein Artikel ein, den ich vor einigen Wochen gelesen habe: ein Bericht über NEMP, den „Nuklearen Elektro-Magnetischen Puls". Dabei handelt es sich, einfach gesagt, um Folgendes: Eine in hundert Kilometer Höhe gezündete Atombombe würde mit den dabei entstehenden Röntgenstrahlen in Bruchteilen von Sekunden sämtliche elektrischen Anlagen auf der Erde, vom Herzschrittmacher bis zum Atomkraftwerk, im Umkreis von etwa 2500 Kilometern zerstören. Der Mensch, der diesen elektrischen Sturm vermutlich unbeschadet überstünde, würde von einem Augenblick auf den anderen in mittelalterliche Verhältnisse versetzt und müßte so existieren wie die frommen Pfälzer in den USA. Nur, darauf ist kein hochtechnisierter Staat, kein hochzivilisiertes Volk mehr eingerichtet – das Rad der Geschichte läßt sich eben wirklich nicht mal kurz zurückdrehen. Wenn man diese und andere Bedrohungen bedenkt, kann man tatsächlich zu dem Schluß gelangen, unsere letzten Tage seien nahe. Doch mögen nicht beispielsweise jene Menschen ähnlich empfunden haben, die vor den scheinbar unaufhaltsam heranrückenden Gletschern der Eiszeiten flohen? Zwar darf man Eiszeit und Atomzeit sicherlich nicht schlicht einander gleichsetzen; aber wenn Sie Ihr Leben betrachten: Haben Sie nicht auch schon eine Situation für aussichtslos gehalten, die sich in der Rückschau eben nicht als Ende, sondern als entscheidender Wendepunkt erwies? Und wenn Sie das Schicksal großer Künstler, Dichter, Forscher verfolgen: Gerade aus solchen Augenblicken entstanden viele der Werke, die letztlich die Kultur auf Erden ausmachen. Ich glaube auch aus eigener Erfahrung an das, was Goethe seinen Faust im zweiten Teil sagen läßt: „Das ist der Weisheit letzter Schluß: / Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben, / der täglich sie erobern muß." Und das gilt wohl für die ganze Menschheit ebenso wie für den einzelnen.

In diesem Sinne

Ihr



Senator E. h. Prof.
Dr. Franz Burda

Links: *Loths Flucht, um 1498. Öl/Holz, 50 x 40 cm. Washington, Nationalgalerie. Feuer und Schwefel sind auf Sodom und Gomorrha herabgeregnet; von Engeln gewarnt, flieht Loth mit seinen Töchtern. Entgegen dem Befehl der Gottesboten hat Loths Frau zurückgeblickt und ist zur Salzsäule erstarrt*

1493

„Was ganz leicht ist, kann nicht sehr kunstvoll sein, was aber kunstvoll ist, erfordert Fleiß, Mühe und Arbeit", schrieb er 1528 kurz vor seinem Tode. Er war eines jener Genies, die wissen, daß Genialität allein nichts bedeutet

Albrecht Dürer

Arco, *1495. Wasser- und Deckfarben auf Papier. 22 x 22 cm. Paris, Louvre. Der Burgberg von Arco in Südtirol. „Fenedier Klausen" ist oben zu lesen – bis hierher erstreckte sich das Reich Venedig. Ein Bild von der ersten Italienreise*

Selbstbildnis, *1493. Wasserfarben, 56,5 x 44,5 cm. Paris, Louvre. „My sach die gat/Als es oben stat": Mir geht es, wie es Gott bestimmt hat. Entstanden während Dürers Wandergesellenzeit am Oberrhein – ein Bild für die Eltern und die Brautwerbung*

Was aber die Schönheit ist, weiß ich nit . . .", gesteht er noch gegen Ende seines Lebens. Ein merkwürdig demütiges Bekenntnis aus dem Munde eines Künstlers, der den Betrachter aus allen seinen Selbstbildnissen so sendungsbewußt anblickt; ein schöner Mann, der sich nicht ohne Selbstgefälligkeit darstellt, ja, der das große Selbstporträt eigentlich erfunden hat.

Wenn vor seiner Zeit ein Maler sich konterfeite, dann höchstens in aller Bescheidenheit im Hintergrund des Bildes oder als einen unter anderen, als Gesicht in der Menge: Aber dieser Albrecht Dürer macht ein Bild nur von sich. Das ist neu, und nicht nur Eitelkeit und Selbstbespiegelung.

Bereits der Dreizehnjährige zeichnet sein Antlitz mit Silberstift und malt es in Öl auf Papier: Und dabei bewegt ihn wohl schon dieselbe Frage, die sein Blick auf den späteren Gemälden verrät: Wer bin ich? Sein berühmtes Selbstbildnis von 1500 gleicht einem Christusgemälde, vermutlich nicht ohne Absicht: Kunst war für Dürer etwas Göttliches, und er sieht sich als Missionar.

So wundert es nicht, daß er in seinen letzten Jahren kaum noch malt, sondern schreibt, um den Künstlern einen Lehrgang der Geometrie, der Proportionen und der Perspektive zu vermitteln: Nur „durch die Kunst der Messung" sei Meisterschaft zu erlangen, und „nichts ist einem rechten Verstand unangenehmer zu sehen, denn Falschheit im Gemäl".

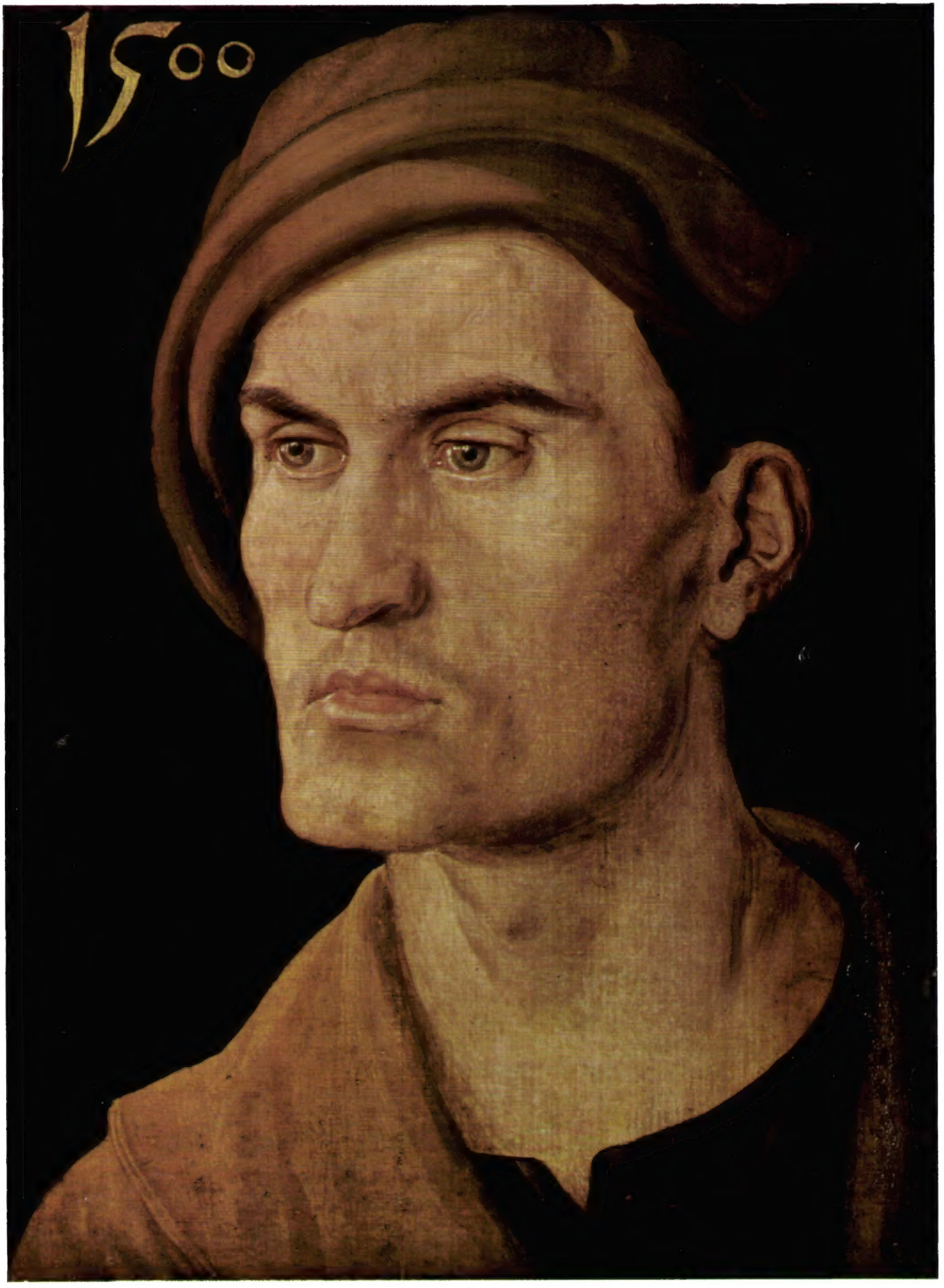
Er will das, was er gelernt hat, weitergeben; will seinen Nachfolgern die mühsame Suche nach den Gesetzen der Kunst ersparen; denn er glaubt an Gesetze, nicht an Einfall, an Fantasie. Und das hängt sicherlich mit dem Handwerk zusammen, in dessen Milieu er aufwächst.

„Item nach Christi Geburt 1471 Jahre, in der sechsten Stunde an St.-Prudentien-Tag, an einem Erichtag in der Kreuzwoche, gebar mir meine Hausfrau Barbara meinen anderen Sohn, zu dem war Gevatter Anthoni Koberger, und er nannte ihn Albrecht nach mir", vermerkt der Vater am Dienstag, dem 21. Mai 1471, in der Familienchronik, die er peinlich genau führte. *Fortsetzung auf Seite 20*

Weiher im Walde, *um 1495–97. Aquarell, 27 x 37,4 cm. London, British Museum. Die Experten sind uneins, ob dieses Bild vor oder nach Dürers Italienreise entstand. Am erstaunlichsten ist aber eigentlich, wie modern dieses 500 Jahre alte Aquarell wirkt*

Pfingstrosen, *vermutlich 1495, Wasserfarben auf Papier, 37,6 x 30,8 cm. Dürers Naturstudien bestechen allesamt ebenso durch ihre Schönheit wie durch die Genauigkeit der Zeichnung; man gewinnt den Eindruck, daß der Maler mit der exakten Wiedergabe jenem geheimnisvollen „Gesetz der Proportionen" nachspürte, das ihn lebenslang beschäftigte*

Bildnis eines jungen Mannes, *1500. Öl/Holz, 28 x 21 cm. München, Alte Pinakothek. Ein eindrucksvolles Porträt – wen stellt es dar? Vielleicht Dürers Bruder Hans? Der Maler hatte siebzehn Geschwister; doch als er 1524 die Familienchronik verfaßte, lebten nur noch Hans, geboren 1478, und Andreas, 1484. Gewisse Züge deuten auf Verwandtschaft hin; so besaßen sowohl Dürers Vater wie sein Bruder Andreas eine ähnlich markante Nase. Wie auch immer: Es ist eines der stärksten frühen Gemälde*

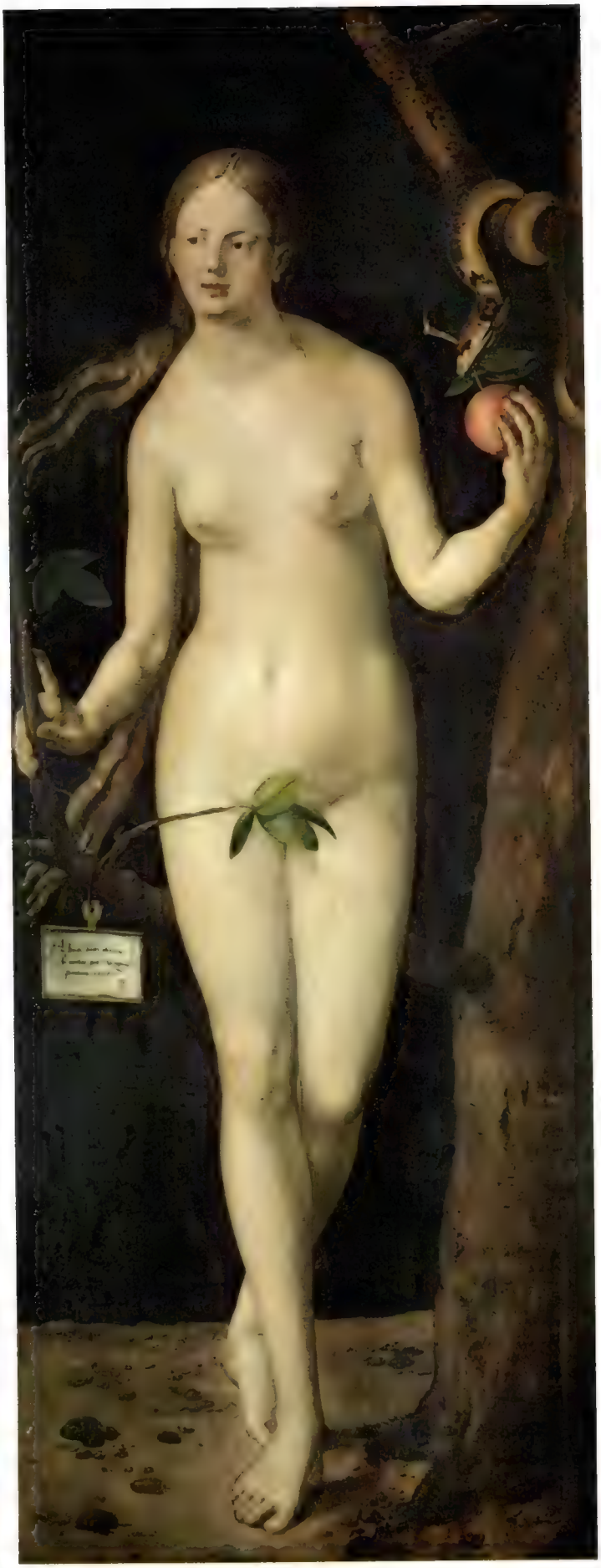

1500

Die Madonna vor dem Mauerbogen, *1497/98. Öl/Holz, 47,8 x 36 cm. Parma, Slg. Magnani. Das Bild wurde erst in unserer Zeit im Kloster der Kapuzinerinnen in Ravenna entdeckt. Interessant das Höschen des Knaben; auch auf „Maria mit dem Kinde" von 1512 wurde der kleine Jesus nachträglich ähnlich „verschleiert"*

Die Beweinung Christi, *um 1500. Öl/Holz, 151 x 121 cm. München, Alte Pinakothek. Zum Gedächtnis an seine verstorbene Frau stiftete der Nürnberger Goldschmied Albrecht Glimm diese Kreuzabnahme für die Dominikanerkirche. Die kleinen Figuren unten stellen die Familie des Stifters dar*

Der Hase, *1502. Wasser- und Deckfarben auf Papier. 25,1 x 22,6 cm. Wien, Albertina. Kein deutscher Künstler vor Dürer hat sich so eingehend mit Pflanzen und Tieren befaßt. Dies Aquarell ist fast ein „Urbild" geworden: Wer es kennt, stellt es sich beim Stichwort Hase unwillkürlich vor*

Trommler und Pfeifer vom Dreikönigsaltar, *1504. Öl/Holz, 93 x 51 cm. Köln, Wallraf-Richartz-Museum. Nach den düsteren Holzschnitten der Apokalypse (1498) schuf Dürer im Auftrag von Kurfürst Friedrich dem Weisen eine farbenprächtige „Anbetung der Könige" für die Schloßkirche in Wittenberg; der Stil erinnert an die großen Italiener. Heute hängt das Mittelstück in den Uffizien in Florenz, die vier Seitenteile sind in Köln, München und Frankfurt. Ein Jammer, denn Kunstkenner bezeichnen diese Anbetung als erstes Meisterwerk des Malers Dürer.*



Adam und Eva, *1507. Öl/Holz, 209 x 81 und 209 x 83 cm. Madrid, Prado. Drei Jahre zuvor hatte Dürer einen ähnlichen Kupferstich geschaffen, die Figuren jedoch buchstäblich mit Zirkel und Lineal konstruiert. Nun malte er als erster deutscher Künstler lebensgroße Aktbilder – eine Sensation*

Junge Venezianerin, *1505/06. Öl/Holz, 35 x 26 cm. Wien, Kunsthistorisches Museum. 1505 reiste Dürer zum zweitenmal nach Venedig. Die dortigen Künstler hielten ihn für einen meisterlichen Kupferstecher, aber für einen mittelmäßigen Maler. Wollte er mit diesem Porträt sein Können beweisen?*

Der heilige Jakobus, *1516. Deckfarben auf Leinwand, 46 x 38 cm. Florenz, Uffizien. Der Maler Dürer hat sich erst spät dem Thema der Apostel zugewandt. Als exaktes Gegenstück zu diesem Porträt malte er das Bildnis des heiligen Philippus, ein ebenso ausdrucksstarkes Greisenantlitz*

Betende Maria, *1518. Öl/Holz, 53 x 43 cm. Berlin, Staatliche Museen. Dürers Marien sind keine weltentrückten Himmelskönigginnen, sondern sehr irdische, anmutige Frauen; wie der Glauben das menschliche Dasein bestimmte, so wirkte das Menschliche in die Glaubensvorstellungen hinein*

Vier Apostel, *1526. Öl/Holz, je 215 x 76 cm. München, Alte Pinakothek. Das letzte Meisterwerk; oft auch als Darstellung der vier Temperamente gedeutet: Johannes der Sanguiniker, Petrus der Phlegmatiker, Markus der Choleriker, Paulus der Melancholiker (von links). Ein Geschenk Dürers an Nürnberg*

Kaiser Maximilian I., *1519. Wasserfarben auf Leinwand, 83 x 65 cm. Nürnberg, Germanisches Museum. Der Habsburger gestand dem Maler eine Leibrente zu und gab viele Aufträge. Dürer machte drei Porträts von ihm. Vermutlich war es dieses, das des Kaisers Tochter Margarete 1520 so mißfiel*

Fortsetzung von Seite 7

Er selbst ist als Sohn eines Goldschmieds in Ungarn zur Welt gekommen, in einem Dorf namens Eytas oder Ajtas, was „Tür" bedeutet; das Familienwappen der Dürers, von Albrecht im Jahre 1523 in Holz geschnitten, zeigt denn auch eine geöffnete Pforte. Der Goldschmiedesohn wanderte nach Westen, bildete sich in den Niederlanden weiter und kam 1455 nach Nürnberg. Zwölf Jahre später heiratet er die fünfzehnjährige Tochter Barbara Holper, eine Tochter des Meisters, in dessen Dienst er getreten war; von ihren achtzehn Kindern, die bis auf drei Söhne alle früh starben, ist Albrecht das dritte.

Albrechts Pate Koberger hat als Drucker und Verleger bis heute einen großen Ruf. In seinem Haus erscheinen die Bibel, deutsch und lateinisch, und 1543 das Werk des Astronomen Nikolaus Kopernikus (1473 bis 1543) „De revolutionibus orbium caelestium" mit der Erkenntnis, daß nicht die Erde Mittelpunkt der Welt ist, sondern sich wie die anderen Planeten um die Sonne bewegt.

Der Vater nimmt den Sohn in die Goldschmiedelehre, und der junge Albrecht lernt den Umgang mit dem Stichel; das alte Instrument dieses Handwerks, mit dem man Verzierungen und Buchstaben in Gold und Silber ritzt, und das der Kupferstecher benutzt, um eine Zeichnung in die Kupferplatte einzugraben, von der die Stiche auf Papier abgedruckt und vervielfältigt werden. Zugleich bringt der Vater seinem Sohn das Zeichnen bei – im Stil der alten niederländischen Meister van Eyck und van der Weyden, wie er selbst es als wandernder Geselle gelernt hat.

Doch 1486 bewegt Albrecht seinen Vater dazu, ihn dem damals besten Nürnberger Maler Michael Wolgemut in die Lehre zu geben. Albrecht der Ältere „war es nicht wohl zufrieden, denn ihn reuete die verlorene Zeit, die ich mit der Goldschmiedlehre zugebracht hatte. Doch er ließ sie mir nach . . .", schreibt der Sohn später voller Dankbarkeit.

Wolgemut bildet den jungen Dürer im Zeichnen, in der Malerei und in der Holzschnittechnik aus. Ostern 1490 macht der frischgebackene Geselle sich auf, seine Fähigkeiten bei dem berühmten Kupferstecher Martin Schongauer im elsässischen Colmar zu vervollkommnen. Doch als Dürer 1491 dort eintrifft, ist der Meister kurz zuvor gestorben. Er bleibt einige Monate bei den Brüdern Schongauers und lernt von dessen hinterlassenen Kupferplatten.

Dann zieht er weiter ins nahe Basel und verdient dort seinen Unterhalt als Holzschneider. Vermutlich hat er zu Sebastian Brants Buch „Narrenschiff" ebenso Illustrationen beigesteuert wie zu einer Basler Ausgabe des römischen Dichters Terenz.
Inzwischen wirkt der Vater in Nürnberg ebenfalls an der Zukunft des Sohnes mit: Er sucht ihm eine Frau aus. Agnes Frey, Tochter eines Kaufmanns, ist eine gute Partie, erhält sie doch 200 Gulden Mitgift, genug für ein Haus. Daß die Brautleute einander noch nie gesehen haben, besagt nichts; es ist Sitte, daß die Eltern die Ehen ihrer Kinder abschließen. 1493 läßt Dürer senior den 22jährigen in Basel benachrichtigen, es sei alles für die Hochzeit vorbereitet. Folgsam kehrt der Sohn im Frühjahr 1494 heim, im Juli wird geheiratet; nach dem alten Motto „Die Liebe kommt von selbst".
Sie kommt nicht. Vermutlich besaß Agnes Frey alle Eigenschaften und Fähigkeiten, einem normalen Handwerker eine gute Ehefrau zu sein. Doch dieser Albrecht Dürer ist eben kein normaler Handwerker, der auf Bestellung seine Bilder malt. Er betrachtet das Malen als eine besondere Gabe, als eine göttliche Kunst; sie erschöpft sich nicht darin, Farben und Figuren gefällig auf eine Holztafel oder auf Pergament zu bringen. Malerei ist eine geistige Arbeit, ist Schöpfung. Sie erfordert Gespräche mit Gelehrten, mit Wissenschaftlern, mit hochgebildeten Freunden.
In diese Bereiche aber vermag Agnes ihrem Mann nicht zu folgen – Albrecht Dürer lebt in einer anderen Welt. Wie soll eine Frau darauf reagieren, wenn nicht mit Enttäuschung, Eifersucht, Mißtrauen?
Ob sie sich zu einer Xanthippe, einem

„Die Kunst steckt in der Natur"

Michael Wolgemut, *1516. Öl/Holz, 29 x 27 cm. „Daz hat Albrecht Dürer obconterfet noch seinem lermeister Michell Wolgemut im jor 1516". Nürnberg, Germanisches Museum*

zänkischen Weib, entwickelt hat, darüber ist keine Klarheit mehr zu gewinnen. Willibald Pirckheimer, der hochgelehrte Nürnberger Patrizier und beste Freund des Malers, wirft ihr später vor, sie habe ihrem Mann mit ihrer Geldgier und ihrem steten Mißmut die Hölle auf Erden bereitet und eigentlich sein frühes Ende verschuldet. Aber wenn Feuer und Wasser nicht miteinander auskommen, wem kann man die Schuld geben?

Andererseits setzt Agnes sich selbst auch für die Mehrung des Familienbesitzes ein. Im Herbst 1506, Albrecht Dürer hält sich in Venedig auf, reist sie nach Frankfurt und bietet dort über etliche Wochen graphische Blätter ihres Mannes an, wobei sie sich als gute Verkäuferin erweist.

Aber eine glückliche Ehe führen sie nicht. Auf seinem Selbstbildnis von 1493 hat Dürer sich mit Eryngium, „Männertreu", in der Hand dargestellt, was „Glück in der Liebe" bedeutet. Ein Wunsch, der sich zumindest in der Verbindung mit Agnes, die kinderlos bleibt, nicht erfüllt.

Lorenz Beheim, ein Freund des Malers, hat nach Ort und Stunde der Geburt Dürers ein Horoskop erstellt. Allerdings erst, als sich Charakter und Schicksalswege des Betroffenen schon deutlich abzeichneten. So verliert die Arbeit des Sternkundigen an Beweiskraft, aber amüsant bleibt sie doch.

Darin steht unter anderem: „Er hat den Löwen als aufsteigendes Haus, daher ist er mager; weil an dessen Ende das Glücksrad sich befindet, deswegen gewinnt er Geld, und zwar, weil Merkur im Hause ist, wegen seines Genies in der Malerei. Weil noch obendrein Merkur im Hause der Venus ist, deshalb ist er ein feiner Maler, und weil Venus umgekehrt im Hause des Merkur steht, deswegen ist er ein ingeniosus amator."

Ingeniosus amator – ein geborener, ein erfindungsreicher Liebhaber. Der nächste Satz des Horoskops lautet denn auch folgerichtig: „Weil Venus sich dem Mond zuwendet, der in einem zweileibigen Zeichen steht, deswegen begehrt er viele."

Doch der Astrologe läßt sogleich Reif auf die aufkeimenden Hoffnungen fallen: „Der Mond aber wendet sich zum Drachenschwanz, der Abnahme bedeutet . . . Er wird nur eine Frau haben nach dem Ptolemäus, weil der Mond sich keinem der Planeten zuwendet, und wunderbar, daß er in der Tat nur einmal geheiratet hat."

So überliefert es Max Steck in seiner Bildbiographie „Dürer". Schade, daß es keine Antwort gibt auf die Frage, ob sich nun der Sterndeuter nach dem Schicksal oder das Schicksal nach dem Stand der Gestirne gerichtet hat.

Auch was die materiellen Seiten des Daseins anbelangt, äußert sich der Himmelskundige: „Weil Jupiter im Hause der Substanz steht, deswegen wird Dürer niemals arm werden."

Arm wird der Künstler tatsächlich nicht, doch das Geld wird ihm auch nicht nachgeworfen.

Kaiser Maximilian I. (1459–1519), „der letzte Ritter", gewährt ihm 1515 ein „Leibgeding" von jährlich hundert Gulden; auf Lebenszeit zu

Bitte umblättern

Die Apokalyptischen Reiter, *1498. Holzschnitt. Dürer sah Kunst als Mission. Die 15 Blätter der Apokalypse sollten Aufrufe sein: Mensch, ändere dein Leben . . .*

Melancholie, *1514, Kupferstich. Das Blatt entstand, als Dürers Mutter im Sterben lag. Doch tiefster Grund dieser Darstellung der Schwermut ist wohl, was Goethe 300 Jahre später Faust sagen läßt: „. . . daß wir nichts wissen können"*

Fortsetzung von Seite 21

zahlen aus den Steuern, die Nürnberg für den Herrscher eintreibt. Doch der stirbt vier Jahre später, und Dürer, der dem Kaiser und dessen Vertrauten manchen künstlerischen Gefallen erwiesen hat, um finanzielle Sicherheit zu gewinnen, steht wieder ohne Rente da; denn die Nürnberger Stadtherren denken nicht daran, weiterhin zu zahlen ohne die Zusage des neuen Kaisers, Karl V.

Der aber ist so leicht nicht zu erreichen. Also macht sich Dürer, inzwischen als Maler (Marter der zehntausend Christen, Adam und Eva, Madonna mit dem Zeisig), Holzschneider (Apokalypse) und Kupferstecher (Ritter, Tod und Teufel, Die Melancholie, Hieronymus im Gehäuse) in ganz Europa hochberühmt, samt Frau und Magd im Juli 1520 auf den langen Weg.

Die Reise in die Niederlande dauert insgesamt ein Jahr. Im Oktober erhält er nach langem Bemühen eine Audienz bei Margarete von Österreich, die in Mecheln als Statthalterin residiert. Die Tochter Maximilians hat Karl V., ihren Neffen, erzogen und könnte sich für den Maler einsetzen. Margarete freilich macht ihm wenig Hoffnung; vielleicht auch darum, weil ein Porträt Maximilians, mit dem Dürer die Generalstatthalterin erfreuen wollte, ihren Unmut erregt: „Aber da sie ein solches Mißfallen daran hatte, so nahm ich ihn wieder fort", schreibt er in sein Tagebuch.

Während der Krönungsfeierlichkeiten in Aachen und Köln erreicht schließlich Kurfürst Friedrich der Weise, für den Dürer mehrfach gearbeitet hat, daß der neue Herrscher am 12. November die Leibrente bestätigt: „Empfehlen Wir auch ernstlich und wollen, daß Ihr dem genannten Albrechten Dürer die hundert Gulden rheinisch Leibgeding . . . gebet. CAROLUS"

Private Auftraggeber, selbst die reichsten, feilschen um jeden Pfennig. Ein Beispiel bietet der peinliche Briefwechsel mit dem Frankfurter Kaufherrn Jakob Heller, für den Dürer ein Altarbild der Krönung Mariens schaffen soll – um 130 Gulden. Dürer arbeitet länger als ein Jahr daran, vermalt allein Ultramarin für 25 Gulden und macht den Kaufmann mit fast untertäniger Freundlichkeit darauf aufmerksam, daß er bei dem vereinbarten Honorar noch zusetze und ihm in Nürnberg für die Tafel schon 300 Gulden geboten werden; er wolle sie ihm aber für 200 Gulden lassen.

„Ich bitte Euch also, begnügt Euch damit, daß ich die 100 Gulden weniger von Euch nehme, als ich dafür hätte haben können – und ich sage Euch, daß man die Tafel sozusagen mit Gewalt von mir haben wollte – denn ich habe sie mit großem Fleiß gemalt, wie Ihr sehen werdet.

Sie ist auch mit den besten Farben gemacht, die ich nur habe bekommen können. Sie ist mit gutem Ultramarin unter-, über- und aufgemalt, etwa fünf- oder sechsmal, und da sie schon fertig war, habe ich sie nachher noch zweimal übermalt, auf daß sie lange dauere. Ich weiß, wenn Ihr sie sauber haltet, daß sie 500 Jahre sauber und frisch sein wird, denn sie ist nicht gemacht, wie man sonst zu machen pflegt . . ."

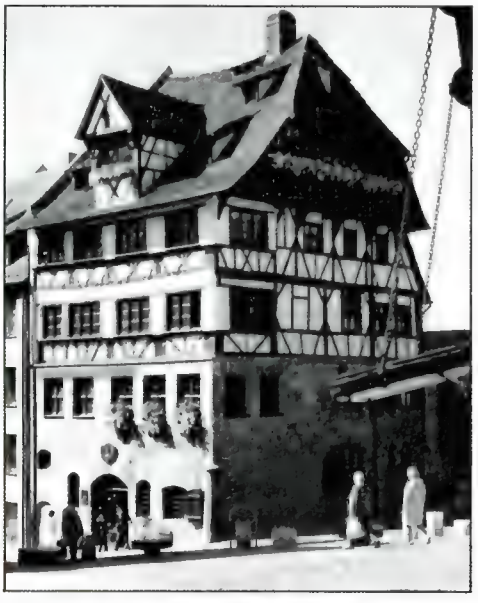
Die Antwort des Frankfurters muß recht grob ausgefallen sein, denn der Maler schickt ihm die Anzahlung von 100 Gulden kurzerhand zurück. Erst da lenkt der Patrizier Heller ein und bezahlt 200 Gulden.

Er hatte das Werk übrigens für die dortige Dominikanerkirche bestellt; die Patres zeigten das Altarbild gegen Eintrittsgebühr, und es muß eine munter sprudelnde Einnahmequelle gewesen sein. Vergebens bot Kaiser Rudolf II. (1552–1612), ein eifriger Kunstsammler, dem Kloster 100 000 Gulden – es war den Mönchen nicht feil. Erst dem späteren Kurfürsten Maximilian I. von Bayern (1573–1651) überließen sie es 1613 für 1000 Joachimsthaler. Als 1673 das Münchner Schloß in Flammen aufging, verbrannte das Bild.

„Einfachheit ist die höchste Zierde der Kunst"

„Daz ist Albrecht Dürers muter, dy was alt 63 jor. Und ist verschiden im 1514 jor am Erichtag vor der crewtzwochen um zwey genacht" schrieb er auf die Kohlezeichnung

„Er war ein geduldiger Mann, sanftmütig und friedsam . . . Er war auch von wenig Worten und war ein gottesfürchtiger Mann." Dürer malte dieses Vater-Porträt 1490



Am Tiergärtnertor, unterhalb der Nürnberger Burg, erwarb der Maler 1509 dieses Haus, in das er auch seine Mutter aufnahm. Jetzt ist es ein vielbesuchtes Museum

Doch Finanzprobleme belasten den 23jährigen noch nicht, als er im Herbst 1494 Nürnberg verläßt. Er flieht vielleicht vor der Pest, die wieder einmal seine Heimatstadt heimsucht, und er flieht sehr wahrscheinlich aus seiner Ehe. Wie auch immer, er begibt sich auf eine Reise, die Schule machen wird: Er wandert nach Italien. Bis dahin sind die jungen Maler in die Niederlande gezogen; von nun an wird Italien, werden die großen Meister der Renaissance ihr Ziel sein.

Gut einen Monat braucht Dürer, dann erreicht er Venedig, eine Weltstadt; verglichen mit ihr ist Nürnberg ein Dorf. Hier hofft er, die für ihn größten Geheimnisse der Kunst ergründen zu können: das Geheimnis der Perspektive, der Darstellung räumlicher Tiefe auf der Fläche eines Blatt Papiers, einer Leinwand, einer Holztafel; und das Geheimnis der Proportion, des Verhältnisses der Teile eines Kunstwerkes zueinander. Schon zweitausend Jahre zuvor hat der griechische Bildhauer Polyklet eine Proportionslehre aufgestellt. Jetzt beschäftigt man sich wieder damit: Wie muß beispielsweise ein menschlicher Körper dargestellt werden, um schön zu wirken?

Dürer glaubt, daß Künstler wie Leonardo da Vinci oder Gentile Bellini, mit dem er sich anfreundet, im Besitz dieser Gesetzmäßigkeit sind. Aber er findet keinen „Vorschriftenkatalog", wie er ihn sich erhofft. Die Perspektive hat bis zu dieser Zeit in der Kunst überhaupt keine Rolle gespielt, im Mittelalter interessierte nur die Fläche. Nun haben die Italiener, beginnend mit Giotto (1266 bis 1337), gefolgt von Brunelleschi (1377–1446), Masaccio (1401 bis 1428) und Alberti (1404–1472) den Raum entdeckt. In Deutschland wird sich diese neue Sicht erst mit Dürer durchsetzen.

Christian Daniel Rauch schuf das Modell, Johann Daniel Burgschmiet goß es 1840 in Erz: das Denkmal des großen Nürnberger Meisters auf dem Dürerplatz

Die Frage der Gesetzmäßigkeiten in der Kunst, die Suche nach Formeln, beschäftigt ihn weiter, als er im Frühjahr 1495 nach Hause zurückgekehrt ist. Das größte der vielen Themen, die er nicht mit seiner Frau erörtern kann, sondern nur mit einem Mann wie Willibald Pirckheimer; dem gleichaltrigen Gelehrten aus einer der ersten Familien Nürnbergs, Politiker, Dichter, Wissenschaftler, Philosoph zugleich. Ihre Beziehung zueinander ist das seltene Beispiel einer wirklich lebenslangen Freundschaft.

Schon bald richtet Dürer eine eigene Werkstatt ein; er schafft die Apokalypse, jene Holzschnittfolge, die ihn weit über Deutschland bekannt machen wird. Auch an Aufträgen herrscht dank seiner Beziehungen zu den Begüterten kein Mangel.

1502 stirbt sein Vater. Zwei Jahre später nimmt Dürer die Mutter in sein Haus auf, wo sie bis zum Tode, 1514, bleibt. Ihr Porträt, vom Sohn gezeichnet, wird das wohl berühmteste Mutterbild aller Zeiten. Die Kohlezeichnung fertigt er in ihrem letzten Lebensjahr an.

1505 bricht Dürer zu seiner zweiten Italienreise auf. Einer der Gründe dafür ist, daß dort seine grafischen Blätter einfach nachgestochen, mit dem mittlerweile berühmten AD versehen und höchst gewinnbringend verkauft werden. Ein Urheberrecht gibt es noch nicht.

Die deutsche Kolonie in Venedig erteilt ihm einen großen Auftrag: ein Altarbild für San Bartolomeo. Thema: das Rosenkranzfest. Auch dieses Bild hat seine besondere Geschichte. Der Maler stellt es, 1,60 Meter hoch, knapp zwei Meter breit, innerhalb von fünf Monaten fertig. Kaiser Rudolf II. kauft es ein Jahrhundert später den venezianischen Dominikanern ab; vier Männer befördern das an Stangen aufgehängte Gemälde zu Fuß nach Prag. Als der kaiserliche Dürer-Sammler gestorben ist, landet das Kunstwerk auf einem Dachboden, dient zeitweilig als Abdichtung einer Luke. Es mutet wie ein Wunder an, daß sein Wert später doch noch erkannt wird.

Ein Könner hat Neider. Etliche italienische Künstler erklären, als Holzschneider und Kupferstecher sei der Deutsche zwar hervorragend, doch von Farben verstehe er nicht viel. Doch die wirklich Großen wissen ihn zu schätzen; so Raffael, der ihm 1515 einige Blätter schenkt und bei dem er sich mit einem Selbstbildnis revanchiert.

Mehr und mehr jedoch wendet Dürer sich dem Holzschnitt und dem Kupferstich zu. Um die hundert Stiche, gut zweihundertfünfzig Holzschnitte und etliches über tausend Zeichnungen wird er hinterlassen, aber noch keine hundert Gemälde. Und dazu drei Bücher: über Geometrie, Befestigungskunst und die menschlichen Proportionen.

Der scharfe Strich, die klare Form des Stiches und des Schnittes waren für ihn wohl am ehesten Ausdruck der Gesetzmäßigkeit, der er sein Leben lang nachspürte. Neigung zur vollendeten Form: In Italien, bei einem Künstlerwettbewerb, zeichnete Dürer aus freier Hand um einen vorgegebenen Punkt einen Kreis. Als derselbe Kreis mit einem Zirkel geschlagen wurde, zeigte sich nicht der kleinste Unterschied. Eine Geschichte, die mehr ist als nur eine Anekdote.

Doch ein Gesetz der Schönheit, gibt es das? Eine mathematische Formel? „Was aber die Schönheit ist, weiß ich nit . . ." Dennoch, seine Erkenntnisse, seine Erfahrungen, sein Wissen will er weiterreichen. Deshalb die Schriften, die „Unterweysung der messung mit zirckel und richtscheyt", die Anleitung für den künstlerischen Umgang mit Zirkel und Lineal, die er Pirckheimer widmet: „Denn gar leichtlich verlieren sich die Künste, aber schwerlich und durch lange Zeit werden sie wieder erfunden."

Während seiner niederländischen Reise 1520/21 hatte sich der Fünfzigjährige in Seeland eine rätselhafte Krankheit geholt, die ihn immer wieder mit Fieberanfällen heimsucht: „Und da ich vormals in Seeland war, da überkam mich eine wunderliche Krankheit, von der ich noch von keinem Mann gehört habe, und diese Krankheit hab ich noch", steht in seinem Tagebuch. Es war die Malaria, wie man heute weiß. Dürer erliegt ihr am 6. April 1528. Noch auf dem Sterbebett hat er sich mit seiner Proportionslehre befaßt.

„Quicquid Alberti Dureri mortale fuit sub hoc conditur tumulo" – „Was an Albrecht Dürer sterblich war, bedeckt dieser Hügel", schreibt Willibald Pirckheimer auf die Grabplatte. Er hatte das Unsterbliche in seinem Freunde erkannt.

Dr. Bernhard Naeling

Fotos: Bavaria/Blauel. Bildarchiv Preußischer Kulturbesitz. Scala

Wenn Ihr Urlaub anfängt, kümmern wir uns um Ihre Geldangelegenheiten.

Geld darf im Urlaub nur eine angenehme Rolle spielen – schließlich wollen Sie Ihre Ferientage unbeschwert genießen. Sie brauchen dazu vor allem eine Bank, die immer für Sie da ist. Mit einem Service, der auch im Urlaub keine Wünsche offen läßt.

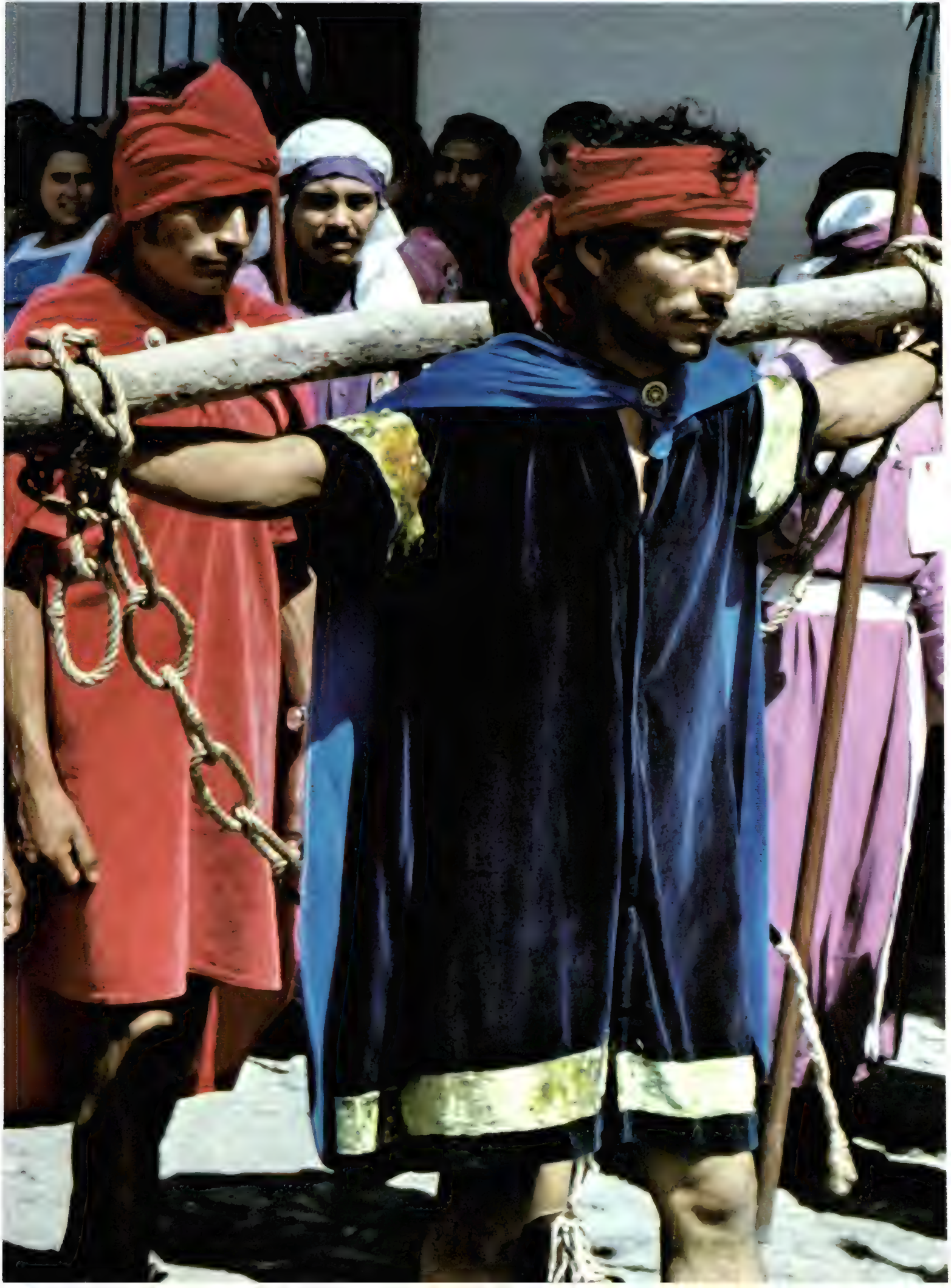
Wir beraten Sie über die richtige Reisegeld-Mischung in ausländischem Bargeld, Reiseschecks, eurocheques und eurocheque-Karte sowie EUROCARD. Wir geben Ihnen Geld, wenn für Ihre Reise noch etwas fehlt. Und selbstverständlich führen wir in Ihrer Urlaubszeit Zahlungen und Überweisungen termingerecht aus. Wenn Sie in Urlaub gehen, können wir Ihnen viele Geldangelegenheiten abnehmen.

Sprechen Sie mit uns. Denn unser Service ist es wert.

Deutsche Bank

Die Passion der Indios

Karwoche in Guatemala: die Nachfahren der Mayas auf dem Leidensweg Christi. Zugleich aber huldigen sie ihren alten Göttern. Sichtbarer Ausdruck sind die alten Maya-Symbole im Teppich aus farbigem Sägemehl



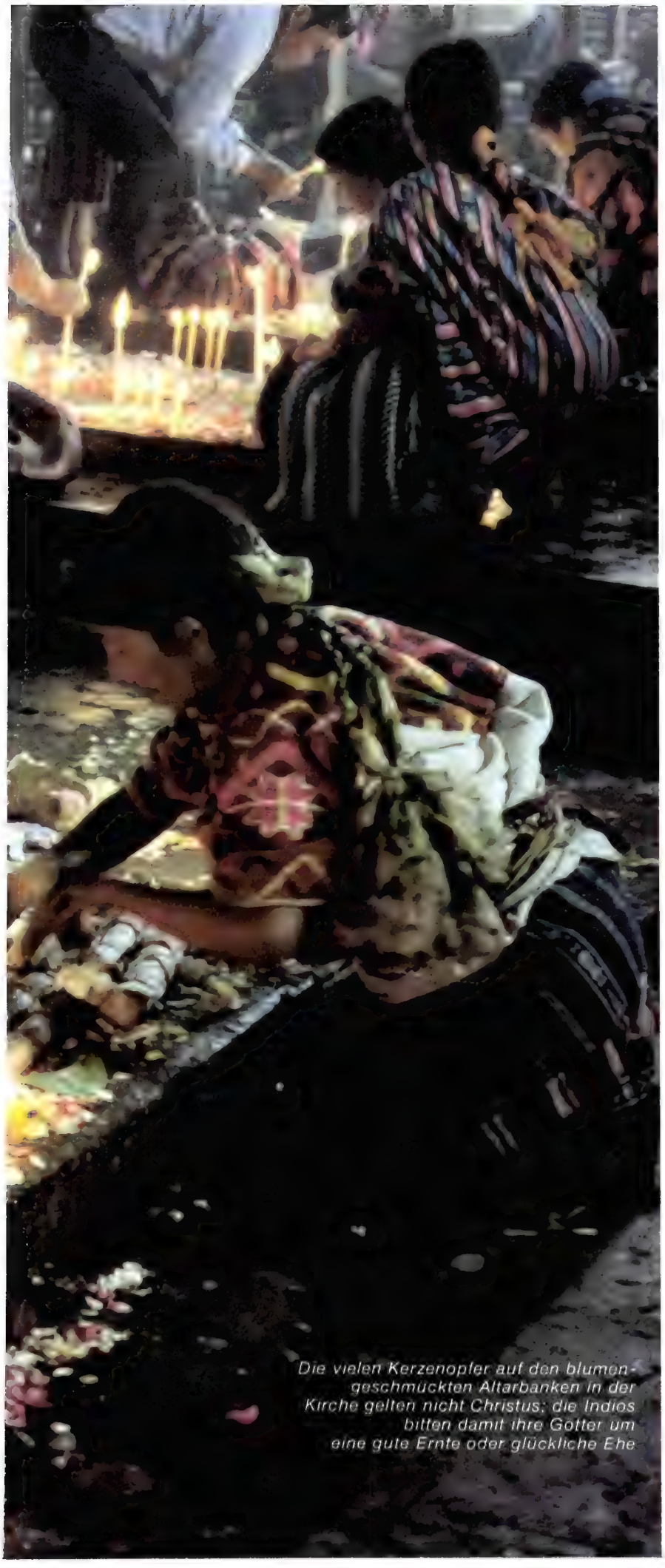
Christus als Retter der Sünder: Drei junge Gesetzesbrecher durften, an eine Holzstange gefesselt, in der Prozession mitgehen. Danach läßt man sie frei

Achtzig als Römer verkleidete Indios tragen eine tonnenschwere Holzplattform mit dem kreuzschleppenden Christus obenauf durch die Straßen

Die überlebensgroße Christusfigur trägt eine Dornenkrone, deren Form und Symbole aus der alten zentralamerikanischen Maya-Kultur stammen

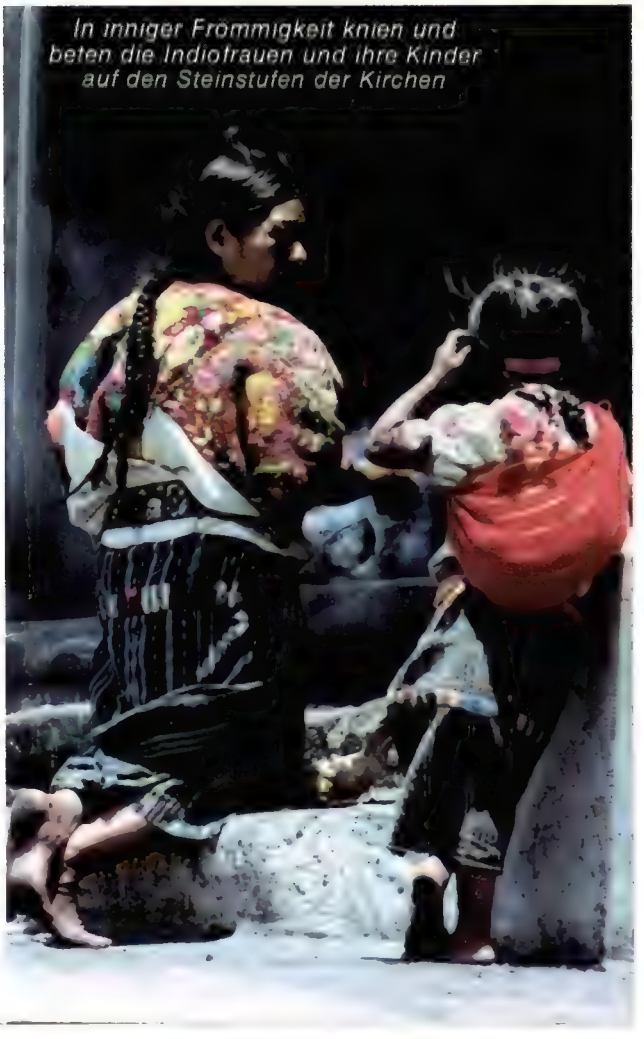
Jedes noch so kleine Dorf hat seine eigene Tradition. In Antigua, der früheren Hauptstadt, sind die Träger der Christusfigur als Orientalen verkleidet. Die Kleidung soll an Jerusalem erinnern, die Lanzen an die Römer

Schon die Mayas opferten den Überirdischen Weihrauch, ihre Nachfahren, in christlichen lila Passionsgewandern, hüllen die Prozessionen in Weihrauchwolken – und beten dabei nicht selten voller Überzeugung zu den Göttern ihrer heidnischen Ahnen.



Die vielen Kerzenopfer auf den blumengeschmückten Altarbanken in der Kirche gelten nicht Christus; die Indios bitten damit ihre Götter um eine gute Ernte oder glückliche Ehe

Die Prozessionen beginnen vor den kunstvoll gestalteten Kirchen und enden nach Stunden dort auch wieder



In inniger Frömmigkeit knien und beten die Indiofrauen und ihre Kinder auf den Steinstufen der Kirchen

Die Mayas verehrten das Kreuz als Symbol des ewigen Lebens schon, ehe die Missionare kamen

In einem eindringlichen Spiel wird der Verrat des Judas (links auf dem Pferd) an seinem Herrn dargestellt. Angefeuert von Hunderten von Zuschauern, stürzen sich die als römische Soldaten verkleideten Indios auf den Verräter und jagen ihn durch die Straßen und Felder hinunter zum Fluß, wo ihn bereits ein anderer Soldatentrupp erwartet und zurücktreibt zum Schauplatz seines Verrats. Die Darsteller gehen so in ihren Rollen auf, daß viele von ihnen nachher vor Erschöpfung umfallen. Zu den Passionsspielen und den Prozessionen kommen die Indios aus dem ganzen Land; oftmals laufen sie 100 Kilometer und mehr und belagern dann dichtgedrängt die Schauplätze

Als der spanische Konquistador Pedro de Alvarados im Februar 1524 mit 120 Reitern, 300 Fußsoldaten und vier kleinen Kanonen von Mexiko aufbrach, um Guatemala zu erobern, folgten ihm auf dem Fuß missionierende Mönche. Und die brachten den Quiché, den Cakchiquel und den Tzutuhil, alles Nachfahren der sagenumwobenen Mayas, in erstaunlich kurzer Zeit das Christentum bei. Geholfen hat den Mönchen sicherlich, daß sie sofort die Sprache der Mayas lernten und somit sehr schnell entdeckten, daß es in deren Religion einige Symbole und heilige Handlungen gab, die denen der Christen ähnlich waren.

Jahrhunderte zuvor schon hatten die Mayas im Kreuz die vier Ecken der Welt gesehen und es auch als Symbol der vier himmlischen Winde und des ewigen Lebens verehrt. Zudem verbrannten sie Weihrauch an ihren Altären, fasteten vor ihren Opferfesten und bekannten ihre Sünden.

Und die Nachfahren hielten sich immer noch genau an die im „Popol-Vuh", der „Bibel der Mayas", vorgeschriebenen Riten. Pater Francisco Ximénez stöberte das Buch in Chichicastenago auf, studierte und übersetzte es und notierte:

„Dies sind die ersten Lehren, die die Quiché mit der Muttermilch aufsaugen und die jeder von ihnen im Gedächtnis hat, sie befolgt und an seine Kinder weitergibt."

Um schneller Erfolg zu haben, machten die Missionare jedoch auch allerhand Zugeständnisse. Da war zum Beispiel der Tanz, dem die Indios bei jeder sich bietenden Gelegenheit und dann tagelang huldigten. Diese heidnischen Tänze behinderten die missionarischen Bemühungen der Mönche. Sie kreierten nun ihrerseits Tanzspiele, verfaßten dazu Dialoge, steckten die Indios in schöne spanische Kostüme und banden ihnen Masken vors Gesicht. Das war 1542. Einer der Tänze hieß „Baile de Conquista", und er wird noch heute in fast jedem Dorf getanzt. In diesem Tanzspiel wird die Unterwerfung der Indios verherrlicht, es sind aber auch viele Elemente des alten Mayaglaubens darin enthalten. Die Missionare übernahmen zudem Symbole der Indios, übertrugen sie sozusagen in ihre Dogmen, so daß die zwei so grundverschiedenen Glaubenswelten einander immer ähnlicher wurden. Schließlich konnten die Indios und auch die Missionare kaum mehr unterscheiden, wo die Religion der einen aufhörte und die der anderen begann.

Auch die Indios waren den Missionaren entgegengekommen. Sie ließen sich bereitwillig taufen und erkannten Jesus Christus als den Gott an, der für die Menschen gelitten und sich ans Kreuz hat schlagen lassen. Flehten sie ihn aber um Beistand an und der Christengott half ihnen nicht ihrer Vorstellung entsprechend, so liefen die Getauften flugs hinaus aus der Kirche und hinein in die Urwälder, beteten dort zu ihren steinernen Göttern, legten Blumen nieder und opferten ihnen nun Kerzen oder auch ein Huhn, wie es schon ihre Ahnen getan hatten.

So noch heute. Die Religion ist nach wie vor das Höchste im Leben eines Indios. Daran haben auch die vielen Revolutionen in unserem Jahrhundert, die Umstürze und Verfolgungen, die Unterdrückung durch Diktatoren und Großgrundbesitzer und auch die Heimsuchung durch Mordkommandos nichts ändern können.

Guatemala ist noch eines der ursprünglichsten Indianerländer. Von den rund 6,8 Millionen Guatemalteken sind etwa 67 Prozent reinblütige Nachfahren der Mayas. Sie leben fast ausschließlich im Hochland. Sie glauben an Jesus Christus, den Erlöser, zugleich aber auch an Dios Mundi, den Gott der Welt, der für sie überall ist: im Himmel, in den Gestirnen, in den Bergen, in den Bäumen und in den Steinen. Und nichts ist dem Indio wichtiger, als seine Gottheiten gnädig zu stimmen, da er sich ihnen ausgeliefert glaubt. Dafür betet er mit einer Inbrunst, die ihresgleichen sucht.

Die Religion bestimmt das Leben eines Indios. Kann ihm der eine Gott nicht helfen, wendet er sich einfach an einen anderen, opfert dann dem Weihrauch und Kerzen. So ist es gar nicht verwunderlich, daß bei den großen Osterprozessionen die Heiligenfiguren mit farbenprächtigen indianischen Gewändern geschmückt sind, die allesamt in den Mustern

Bitte umblättern

Christus ist für die Indios nur ein Gott von vielen

Fortsetzung von Seite 35

auffällige Symbole des alten Mayaglaubens zeigen. Diese Symbole sind ebenso in den Teppichen aus Blumen und farbigem Sägemehl zu finden, über die die christliche Prozession schreitet.

Obwohl Christus für die Indios nur ein Gott von vielen ist, werden ihm zu Ehren die prächtigsten Feste gefeiert. Das hängt mit den farbenfrohen Riten des Katholizismus zusammen wie damit, daß die Nachfahren der Mayas immer schon eine Leidenschaft für Tanz und spektakuläres Spiel hatten. Nicht ohne tieferen Grund hat jedes Dorf seine eigene Tracht, wobei in den farbenprächtigen Mustern Symbole wiederum eine wesentliche Rolle spielen.

Da finden sich Ornamente eines doppelköpfigen Adlers, bei dem ein Kopf nach vorn und einer nach hinten schaut: Der eine Kopf der Gottheit sieht das Gute, der andere das Böse. Ein wellenförmiges Ornament versinnbildlicht die „Grüne Federschlange", die der Popol-Vuh als Schöpfergottheit preist.

Auch die Farben der Trachten haben ihre Bedeutung und gehen ebenfalls auf die Mayas zurück. Deren Priester wurden zu den Opferritualen blau angemalt, und noch heute ist Blau die Farbe des Opfers. Rot ist die Farbe des Blutes und somit des Todes und der Trauer. Goldgelb, die Farbe des reifen Maises, bezeugt Dankbarkeit gegenüber dem Wachstumsgott. Meist dominiert diese Farbe bei Festen, ist aber oftmals mit Blau vermischt, das den Opferwillen sichtbar macht.

Religiöse Feste und Tänze sind ein wesentlicher Bestandteil des Lebens der Hochlandindios. Wenn sie tanzen, dann dauert dies drei Tage und länger, und wenn sie ein Fest vorbereiten, dann fangen sie Wochen vorher damit an. Das Sägemehl für die Osterprozession wird das ganze Jahr über gesammelt, und die Frauen verbringen Wochen damit, es bunt einzufärben und dann zu einem Straßenteppich mit vielen heidnischen Figuren zu verarbeiten.

Vor der Karwoche fahren die Männer aus den Bergen zur Küste, sammeln dort die schneeweißen und langen Blütendolden der Corozopalme und die Blätter der Pacayapalme. Aber auch anderes buntes Laubwerk und Früchte bringen sie mit zurück in die Berge, vor allem Kürbisse und Ananas. Die Spiele dauern die ganze Karwoche an und werden mit einer Eindringlichkeit aufgeführt, die einer Selbstaufopferung gleicht. Der Judas spielt seinen Verrat bis zur Erschöpfung, ebenso die römischen Soldaten ihre Jagd auf ihn; und der Jesus auf seinem Leidensweg zum Kalvarienberg ist erbarmungswürdig. Diese Intensität und die Farbenpracht haben die Osterspiele der Indios im Hochland von Guatemala weltbekannt gemacht.

Ähnlich aufwendig feiern die Indios das jährliche Fest ihres christlichen Dorfheiligen. Die Kosten für diese Feste, die in keinem Vergleich zu den Einkommen stehen, werden von der Dorfgemeinschaft getragen. Dafür gibt jeder Indio seinen letzten Quetzal, der etwa einem US-Dollar entspricht. Organisiert und ausgerichtet werden die Feiern von den Confradias, einer Bruderschaft, die einem bestimmten Heiligen dient und auch seinen Namen trägt, zudem verantwortlich ist für alle kirchlichen Angelegenheiten. Sie hat auch dafür zu sorgen, daß das Gotteshaus immer sauber und in Ordnung ist.

Die Bruderschaft wird jährlich gewählt, die Mitglieder werden vom Dorfältesten innerhalb der angesehensten Familien ausgesucht und dann zur Wahl vorgeschlagen. Jede Bruderschaft besitzt ein eigenes Haus. Und hier vermischen sich wiederum die Religionen. Der Schutzheilige wird nicht etwa in der Kirche aufbewahrt, sondern in diesem Haus – wie auch schon die Urahnen ihre „Idolos" in Wäldern oder Felshöhlen versteckt und nur zu den Festen hervorgeholt hatten.

Kaum sind die christlichen Feste vorbei, kommen die alten Götter wieder zu Ehren. In der Nähe der Dörfer gibt es immer noch eine ganze Reihe von Opferstätten, die vielfach schon vor dem spanischen Einfall bestanden. Meist sind es Steine mit einer Ausbuchtung oben, in der Kerzen und Weihrauch verbrannt werden. Dem Fruchtbarkeitsgott Turkaj werden zusätzlich Rosenblätter geopfert; viele weitere Opfer gelten einer guten Ernte oder einer glücklichen Ehe. Es gibt auch Altäre aus Tausenden von Topfscherben. Von jedem Topf, den der Indio zerbricht, bringt er die Scherben zu diesem Altar. Mit diesen Scherben und unter Gebetsausrufungen bedankt er sich bei dem Berggott für den Nutzen, den der Topf seiner Familie und ihm gebracht hat.

Ein weiteres Überbleibsel aus der Vergangenheit ist der Aberglaube, dem die Indios noch immer verfallen sind. Dabei berufen sie sich auf den Wahrsagekalender, den bereits die Mayas kannten und der ihnen nach wie vor von den Chinimital, den Zauberern, ausgelegt wird. Deren Prophezeiungen beeinflussen das tägliche Leben des Indios nachhaltig, ja sie können sogar sein Leben völlig verändern.

Wie bei den alten Mayas hat der Wahrsagekalender 260 Tage, die in 13 Perioden zu 20 Tagen eingeteilt sind, wobei jeder Tag seinen Namen hat und gut oder böse sein kann; also Glück oder Unglück bringt. Es ist nun Aufgabe des Zauberers, daraus für den einzelnen die Glücks- oder Unglücksdaten zu errechnen und – gegen Entgelt – zu übermitteln.

Die Zauberer zählen neben den katholischen Priestern zu den angesehensten und einflußreichsten Personen im Hochland. Dieses Amt wird vererbt. Das Erbe tritt aber nicht immer der älteste Sohn an, sondern der intelligenteste. Es gibt auch gute und böse Zauberer. Wer jemanden Schaden zufügen will, geht zum bösen, und wer sich vom Fluch eines bösen Zauberers getroffen fühlt, der besucht einen guten, der ihn davon wieder heilen kann. Somit ist das Gleichgewicht immer hergestellt.

Der Indio betet also zu Christus und gleich hinterher zu den alten Mayagöttern; und besucht dann den Zauberer. Wird er gefragt, warum er dies alles tut, erklärt er das mit einem Wort: „Costumbre", was für ihn soviel bedeutet wie: „Das muß so getan werden." Dieses Costumbre begleitet ihn von der Geburt bis zum Tod.

Jakob Kurz

Fotos: Heinz Erhardt, Rodolfo Heyes Juárez/Instituto Guatemalteco de Turismo

SIEMENS

Die Vollelektronische

einzigartig mit dem Dialog-System

Längere Lebensdauer
Elektronik statt Mechanik. Bauelemente statt beweglicher Teile: Überdurchschnittliche Zuverlässigkeit und Lebensdauer.

Höhere Sicherheit
Dialog-System statt Bedienungsanleitung. Programm-Kombinationen statt Waschprogramme: Individuelle statt schematische Wäschepflege.

Mehr Sparsamkeit
Computergesteuerte Anpassung von Temperatur, Zeit und Wassermenge statt mechanischer Programmabläufe: Sparen in allen Programmen und nicht nur in speziellen.

SIWAMAT 850 electronic
- Programmwahl, Programmanzeige, Programmspeicherung und Zeitvorwahl: alles im Dialog mit der Elektronik.
- SUPER-INTERVALL-AUTOMATIC zum knitterfreien Schleudern: 400/800/1000 Touren.
- Wasserzulauf: Kalt und warm.
- Original-Ersatzteile auch noch in 10 Jahren.

Ein Name hält Wort – Siemens

Microcomputer für sparsamen Verbrauch bei jedem Waschgang.

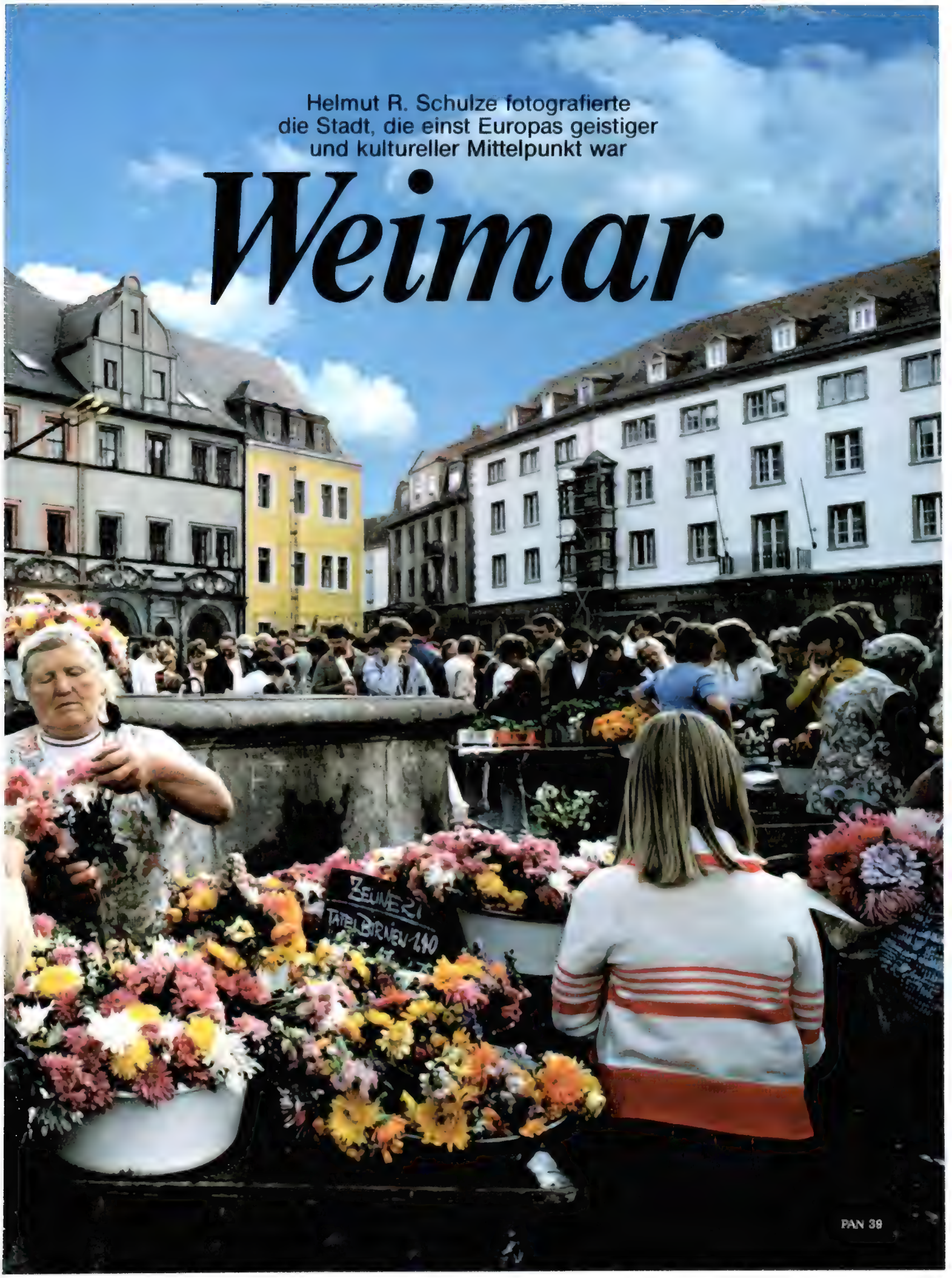
Beratung und Verkauf im Fachhandel und in den Fachabteilungen der Warenhäuser. Prospekte auch über Siemens-Infoservice 15/62 D-8510 Fürth, Postfach 156 oder A-1010 Wien, Nibelungengasse 15.

SE-11/8201

Im Mittelalter zeigten auf diesem Platz geharnischte Ritter ihre Geschicklichkeit bei Turnieren; heute herrscht fröhliches Markttreiben rund um den Neptunbrunnen. Links das Stadthaus, daneben das Lucas-Cranach-Haus

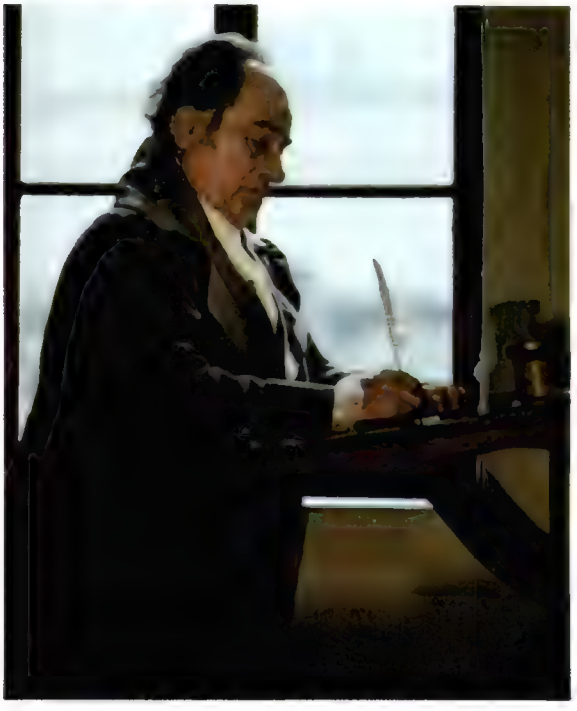
Helmut R. Schulze fotografierte
die Stadt, die einst Europas geistiger
und kultureller Mittelpunkt war

Weimar

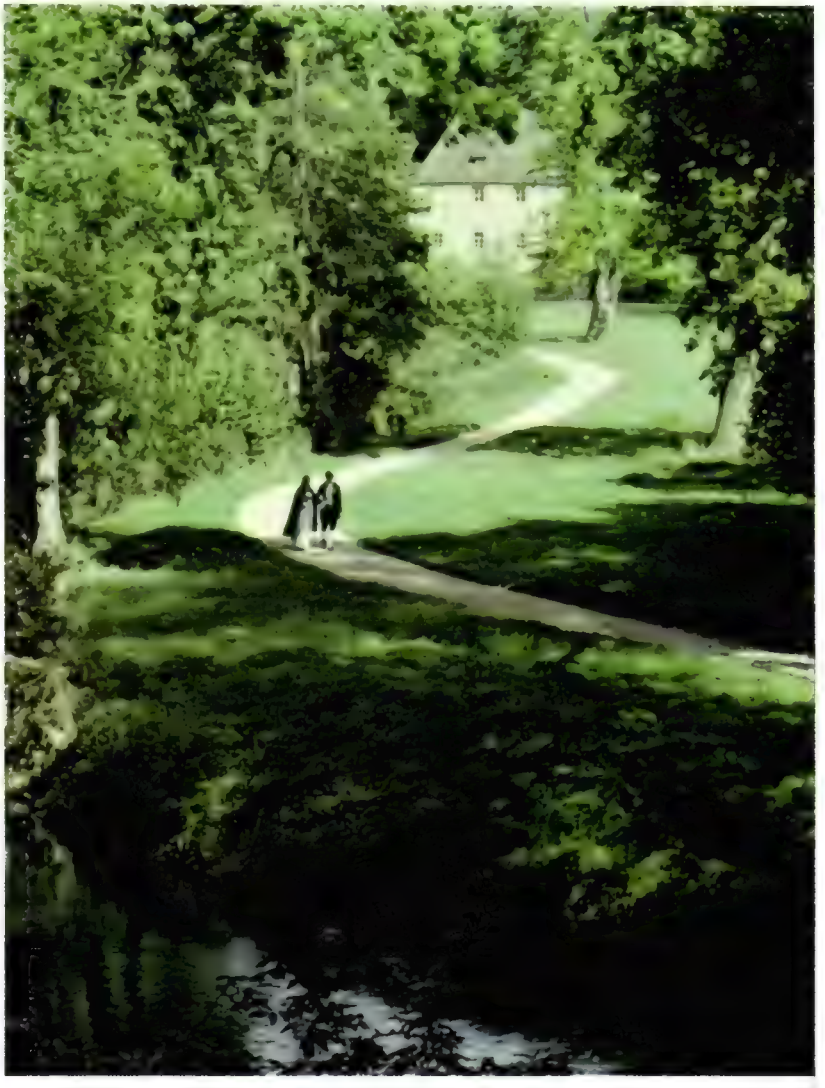


Viele Häuser im Stadtkern wurden im Krieg zerstört; man hat sie originalgetreu wieder aufgebaut. Im Hintergrund die Herderkirche, eines der ältesten Baudenkmäler Weimars

Das Zentrum der geistigen Welt im Weimar des 18. Jahrhunderts: 1782 schenkte Herzog Carl August seinem Freund Goethe ein Haus am Frauenplan. Goethe ließ es im klassizistischen Stil umbauen. Die Räume zur Straße dienten der Repräsentation, die zum Garten dem Wohnen und Arbeiten



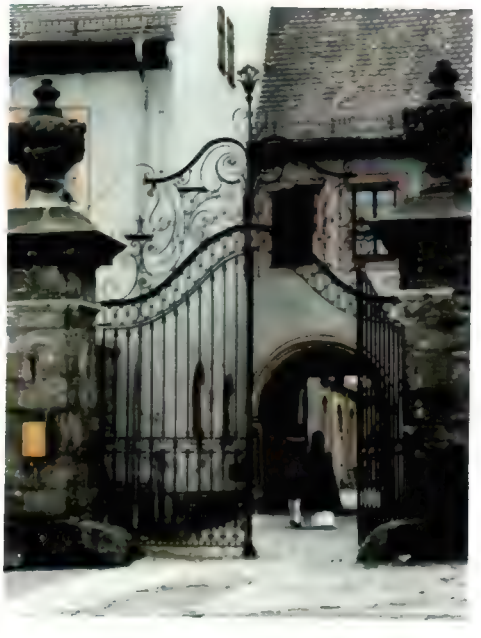
Professor Martin Hellberg, berühmter Goethe-Darsteller der DDR, am Stehpult des Dichters und in der Kleidung, wie der Geheimrat sie schätzte. Rechts: Goethes Reisekutsche, 1810 vom Riemermeister Franz Danzer und vom Schmied Andreas Schuler angefertigt



In diesem Gartenhaus, einem Geschenk des Herzogs Carl August, wohnte Johann Wolfgang von Goethe bis 1782. Den Garten gestaltete er selbst

Der Schloßturm, das älteste Wahrzeichen von Weimar. Er wurde im Jahre 1439 errichtet, die barocke Haube bekam er um 1730 aufgesetzt. Daneben der ebenso alte Torbau (Bastille), der um 1540 im Renaissancestil umgestaltet wurde

Der malerische Innenhof des Kirms-Krackow-Hauses mit Stilmerkmalen der Renaissance ist beispielhaft für ein Bürgerhaus der „klassischen" Zeit. In diesem Haus war Goethe oft zu Gast, um mit seinem Spielleiter Franz Kirms Aufführungen zu besprechen. Unten: Reiterstandbild des Herzogs Carl August



Durch dieses Tor sind viele große Geister des 18. Jahrhunderts geschritten: Es ist der Eingang zum Wittumspalais (oben), in dem die Herzogin Anna Amalia viele ihrer berühmten Tafelrunden abgehalten hat. Eine Einladung zu diesem erlauchten Kreis war eine hohe Auszeichnung

Friedrich Schiller, nach einem Porträt von Anton Graff. An diesem Schreibtisch schuf Schiller „Die Braut von Messina" und „Wilhelm Tell". Der Dichter arbeitete meist nachts, tagsüber ruhte er

Das Schillerhaus in Weimar (links), davor der Gänsemännchen-Brunnen. Im Jahre 1802 kaufte der Dichter das Haus an der mit Linden bestandenen Esplanada für 4200 Taler und stürzte sich damit in tiefe Schulden. Bis zu seinem Tode am 9. Mai 1805 arbeitete Schiller im Dachgeschoß; seine Frau Charlotte bewohnte mit den vier Kindern das erste Stockwerk

Der Marktplatz, auf dem im Mittelalter Turnierspiele veranstaltet wurden; links vorn der Neptunbrunnen, dahinter das Rathaus. Darüber links: Das Schloß der Herzöge von Sachsen-Weimar, das dank Carl August und Anna Amalia zu einem der fortschrittlichsten Fürstenhäuser wurde. Mehrmals zerstörte Feuer das Schloß

Die Heirat der Herzogskinder war zwar eine von den Eltern beschlossene Angelegenheit, doch ausnahmsweise war bei diesem Handel auch Liebe mit im Spiel. Es soll sogar Liebe auf den ersten Blick gewesen sein zwischen dem neunzehnjährigen Herzog Ernst August Constantin von Sachsen-Weimar und der siebzehnjährigen Prinzessin Anna Amalia von Braunschweig-Wolfenbüttel.
Im März 1756 führte der jugendliche Herzog seine Gemahlin heim nach Weimar. Anna Amalia war trotz ihrer jungen Jahre beileibe kein Kind mehr; ein Chronist hielt fest, daß sie nicht nur schön sei, sondern auch „lebhaften Geistes, klug, mit scharfem, schnell fassendem Verstand".
Nur über eines war die Prinzessin traurig: Der Hof zu Weimar konnte ihr die Kultur und die vielen geistigen Genüsse nicht bieten, die sie von daheim gewohnt war und auf die sie auch in ihrer neuen Umgebung nicht verzichten wollte. Ihr Gemahl versprach Abhilfe. Aber das war auch für einen Regenten jener Zeit nicht einfach, zumal sein Herzogtum zu den ärmsten zählte.
„Ackerbürger" nannte man die rund 6000 Bewohner Weimars, das zwar schon rund 500 Jahre lang Stadt war, aber immer noch Dorfcharakter besaß; und das 34 Quadratmeilen große Herzogtum war in mehrere Teile zerrissen. Die Untertanen waren arm und stöhnten unter der drückenden Last der Frondienste; trotzdem wurden nun Schlösser gebaut und Parks angelegt und das Geld dafür oftmals mit Prügeln eingetrieben. Nach dem Wunsch der Herzogin sollte Weimar ganz schnell zu einem Zentrum der Kultur und des geistigen Lebens werden.
Auf geschichtsträchtigem Boden stand es ohnehin. Vor etwa 90 000 Jahren benutzten schon die Neandertaler die Mulde, in der die Lotte, der Assbach, der Kirschbach und der Wilde Graben in die Ilm fließen, immer wieder als Rastplatz. Später dann müssen die Sippen der Cro-Magnon-Menschen in der Gegend gejagt haben.
Um etwa 4500 vor Christus kamen die Bandkeramiker, ihnen folgten die Trichterbecherleute (alle sind nach ihren Keramiken benannt), die Schnurkeramiker und die Glockenbecherleute. Vom 5. bis 1. Jahrhundert siedelten in diesem Gebiet die Kelten und die Germanen. Nach ihnen kamen dann die Thüringer, die vermutlich auf dem Jakobshügel eine heidnische Kultstätte errichteten.
Es ist anzunehmen, daß um das 5. Jahrhundert n. Chr. unterhalb des Jakobshügels ein Dorf gebaut wurde. Im Jahre 975 wird „Wimares" erstmals urkundlich erwähnt: Kaiser Otto II. hielt in der Burg einen Hoftag ab. Um 1250 verlieh Graf Hermann II. von Orlamünde Weimar die Stadtrechte; 1372 übernahmen die Wettinger die Stadt, die nun befestigt und nur durch vier Tore zugänglich war. Mit den Wettingern kam etwas Wohlstand, da sie die Frondienste abschafften und den Bürgern auch mehr Rechte einräumten.
Das imposanteste Gebäude war die Kirche St. Peter und Paul, über die der Deutsche Ritterorden das Patronat besaß. Franziskanermönche hatten sich innerhalb der Befestigung ein Kloster gebaut. Sie mußten es verlassen, nachdem die Stadt im Jahre 1524 evangelisch geworden war. Martin Luther selbst war mehrmals in Weimar gewesen und hatte in wortgewaltigen Predigten die Bevölkerung von seinen Thesen überzeugt. Im Jahre 1547 wurde Weimar Residenzstadt. Die Wettinger hatten die Schlacht bei Mühlberg verloren und damit einen Großteil ihres Landes. Nun regierten sie von Weimar aus.

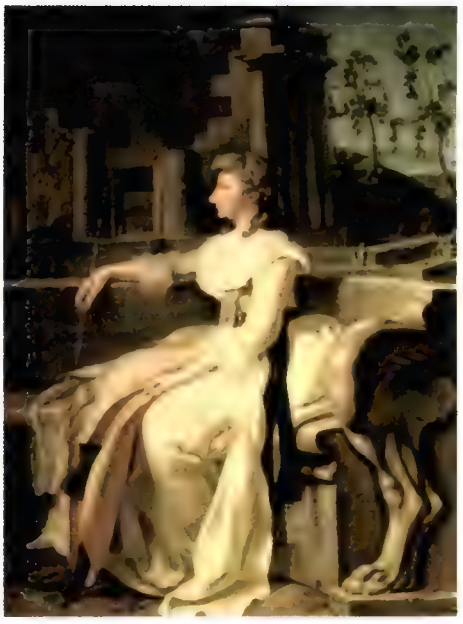
Weimar: Stätten der Erinnerung

Auf dem Platz, wo heute die Jakobskirche (1) steht, stand im Jahre 1168 bereits ein festes Gotteshaus. Auf dem Friedhof neben der Kirche war Schiller beerdigt worden, wurde dann aber auf Drängen von Goethe am 16. 12. 1827 in die Fürstengruft umgebettet, wo beide nun nebeneinander ruhen. (2) Künstlerisch wertvolles Eingangsportal zum Rat der Stadt mit dem Wappen des Landes. (3) Goethe-Verehrer Alexander Puschkin, russischer Dichter (1799–1837). (4) Herzogin Anna Amalia (1739–1807) begründete das „Goldene Zeitalter" von Weimar. (5) Der Marstall der Herzöge. (6) Musentempel zu Ehren der Polyhymnia im Park von Schloß Tiefurt

1

2

3



4

5

6

Mit dem Hof kam die Kunst. Kurfürst Johann Friedrich verpflichtete 1552 Lucas Cranach den Älteren; er entwarf noch die Pläne für den Altar in der Stadtkirche und begann mit den Arbeiten an dem Flügelaltar, den dann 1555 sein Sohn vollendete. Auch eine Singschule wurde gegründet, die „weithin wohlberufen war".

„Im Jahre 1617 trat die Stadt in die Literatur ein", jubelte ein unbekannt gebliebener Chronist. Den herzoglichen Hofmeister und Hofmarschall Kaspar von Treutleben störte die Verwilderung der deutschen Sprache, zudem wollte er ein größeres Interesse am deutschen Wort und an deutscher Dichtung wecken. Er gründete die „Fruchtbringende Gesellschaft zur Reinigung der deutschen Sprache und Förderung gemeinnützigen Wissens". Nach dem Palmbaum im Siegel wurde die Gesellschaft auch Palmenorden genannt, der innerhalb von 50 Jahren bis auf 980 Mitglieder anwuchs und tatsächlich sehr fruchtbringend wirkte.

Herzog Wilhelm Ernst (1662 bis 1728) war ein Despot, der seine Untertanen knechtete, aber auch ein kunstsinniger Mensch. Er baute eine kostbare Bibliothek auf, die mit 10 000 Bänden zu den größten jener Zeit in Deutschland zählte; er sammelte Bilder berühmter Meister wie Rubens, Tizian, Dürer und Cranach, und für ein Münzkabinett bezahlte er bedenkenlos 4000 Taler, obwohl die Hofkasse wieder einmal leer war.

Der gekränkte Bach kränkte den Herzog – und kam ins Gefängnis

Wilhelm Ernst ließ auch, erstmalig in Deutschland, Opern in deutscher Sprache aufführen. Berühmt wurde seine Hofmusikkapelle, für die er 1708 Johann Sebastian Bach als Organisten berief und 1714 zum Konzertmeister ernannte, als der er „monatlich neun Stück aufzuführen schuldig sein soll".

In seiner Weimarer Zeit schuf Bach viele seiner großen Werke, schied allerdings im Groll von der Stadt und seinem Gönner. Er hatte sich Hoffnungen auf den Posten des Kapellmeisters gemacht, und als der an einen anderen vergeben wurde, kündigte der gekränkte Musiker. Dies wiederum kränkte den Herzog, der Bach vier Wochen ins Gefängnis werfen ließ.

Das „Goldene Zeitalter", wie man diese 60 Jahre später einmal nennen sollte, brach für Weimar unter der Regierung der Herzogin Anna Amalia an. Mit 21 Jahren war die Herzogin nach dem Tode ihres Mannes, 1758, „Obervormünderin und Regentin". Ihre Untertanen verehrten sie, „da es ihr eine Wollust war, andere Menschen glücklich zu machen und an ihrer Zufriedenheit Anteil zu nehmen". Musik und Theater lebten wieder auf, und die Bürger hatten die Möglichkeit, dreimal in der Woche unentgeltlich ein Theater zu besuchen.

Die Herzogin verpflichtete namhafte Theatergruppen und berühmte Schauspieler wie den großen Konrad Eckhof. Sie ließ 1773 mit „Alceste" die erste deutsche Oper aufführen. Den Text hatte ihr Hauslehrer, der Dichter Christoph Martin Wieland, geschrieben, die Musik stammte von dem Musikdirektor Anton Schweitzer. Stolz notierte Wieland nach der Aufführung in seinem Tagebuch: „... daß Fremde vom Ersten Rang, welche in England, in Frankreich und Italien alles gesehen und gehört haben, beinahe außer sich vor Verwunderung gewesen, in Weimar so etwas zu hören."

Anna Amalia hatte 1772 den Professor für Philosophie und Geschichte als Erzieher ihrer beiden Söhne, Erbprinz Karl August und Prinz Konstantin, nach Weimar geholt. Aber auch als Dichter hatte sich Wieland bereits einen Namen gemacht. Vor allem seine satirischen Romane waren Tagesgespräch an den Höfen.

Der Offizier und Dichter Karl Ludwig von Knebel hatte ebenfalls jederzeit Zugang zu den jungen Prinzen, denen er zusammen mit Wieland die neuen humanistischen Ideen nahebrachte und mit ihnen stundenlang über Theater, Literatur, Musik und Malerei, aber auch über notwendige Reformen diskutierte.

Im September 1775 übergab Anna Amalia nach siebzehnjähriger Regentschaft das Herzogtum an ihren Sohn Carl August, und der schickte sofort eine Einladung an Johann Wolfgang von Goethe. Der damals 26jährige Dichter hatte bereits den „Götz von Berlichingen" und den „Werther" geschrieben und war damit weit über seine Vaterstadt Frankfurt hinaus bekanntgeworden. Goethe reiste noch im November dieses Jahres nach Weimar und traf am fortschrittlichsten deutschen Fürstenhof eine „tolle Companie von Volk", von dessen Weltbild er fasziniert war.

Am stärksten hat der weltoffene Herzog Carl August den Dichter beeindruckt. Die beiden Männer wurden Freunde für ein ganzes Leben. Ein Jahr nach seiner Ankunft holte

Bitte umblättern

Weimar, 242 Meter über dem Meer gelegen, 63 000 Einwohner. Im Vordergrund die Residenz der Herzöge von Sachsen-Weimar, dahinter die Herderkirche und rechts hinten die Jakobskirche

„Das Pompeji des deutschen Geistes"

Fortsetzung von Seite 47

Goethe den von ihm hochgeschätzten Schriftsteller und Philosophen Johann Gottfried Herder nach Weimar, der als Superintendent in der Stadtkirche arbeitete und in dieser Zeit auch sein Hauptwerk, „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit", vollendete.

Goethe war nicht nur Dichter, er war ein Universalgenie, und Herzog Carl August berief ihn in immer höhere Ämter der Staatsführung. Schon ein Jahr nach seiner Ankunft wurde er Geheimer Legationsrat und somit Mitglied des Geheimen Consiliums des Herzogs; mit 30 Jahren war er Geheimrat, mit 33 Jahren Kammerpräsident. Er hatte sich um Handel und Gewerbe zu kümmern, um die Landwirtschaft, um den Bergbau, um den Wasserbau und den Straßenbau. Aber auch für den Städtebau fühlte er sich verantwortlich, und Goethes vielen Anregungen ist es zu verdanken, daß die Stadt in jener Zeit ein neues Gesicht bekam. Zusammen mit Clemens Wenzelslaus Coudray, der auch „Goethes Baumeister" genannt wurde, formte er ein Stadtbild, das vor allem in der Altstadt bis heute erhalten geblieben ist.

Am intensivsten jedoch kümmerte sich Goethe um das Theater, das „Alte Komödienhaus", das er selbst leitete. 1791 wurde dort sein „Egmont" uraufgeführt, dann wurde das Theater umgebaut und mit Schillers „Wallenstein" wiedereröffnet.

Im Jahre 1787 war Friedrich Schiller erstmals nach Weimar gekommen: Zwei Jahre später hatte er die Stadt wieder verlassen, um an der Universität Jena eine Professur anzunehmen. Goethe hatte sich in diesen zwei Jahren ziemlich reserviert verhalten, doch das Verhältnis der beiden Dichter wurde in den folgenden Jahren immer enger.

1799 schrieb Goethe an Schiller: „Kommen Sie nach Weimar. Sie haben hier mehr Anregung und Freunde; und daß ich's nur gestehe, ein wenig Selbstsucht läßt mich so sprechen. Sie wissen, was wir uns gegenseitig geworden sind, und ich meine, wir können nicht mehr ohne einander sein."

Aber auch Anna Amalia drängte Schiller, ebenso Wieland und die Frau von Stein, der Schiller vom ersten Besuch an schon herzlich verbunden war. 1799 übersiedelte er mit seiner Familie nach Weimar.

Unter Goethes Leitung und in Zusammenarbeit mit Schiller wurden im Alten Komödienhaus dessen große Dramen uraufgeführt. Erst „Die Piccolomini" und „Wallensteins Tod" (1799), ein Jahr später „Maria Stuart", 1803 „Die Braut von Messina" und „Die Jungfrau von Orléans". Den Höhepunkt jedoch bildete im folgenden Jahr die Uraufführung des „Wilhelm Tell", mit dem Weimar vollends zu *der* Theaterstadt des Kontinents wurde. Ein Jahr danach riß der Tod Friedrich Schiller aus seiner Arbeit am „Demetrius".

Anna Amalia hatte erreicht, was sie als junges Mädchen geträumt hatte: Weimar war tatsächlich der geistige Mittelpunkt des alten Europa geworden. Zu ihrer berühmten Tafelrunde gehörten nicht nur Goethe und Schiller, Herder, Wieland, Knebel und Hufeland, sondern auch viele Gäste wie Friedrich Hölderlin, Franz Grillparzer, Jean Paul, Heinrich Heine, Friedrich Schinkel, Wilhelm von Humboldt, Johann Gottlieb Fichte und Carl Maria von Weber. „Es wimmelte jetzt in Weimar von Gelehrten und unsterblichen Menschen aller Art", schrieb der Philosoph Knebel. Aber auch als Stadt der Maler wurde Weimar berühmt. Goethe hatte 1781 eine Zeichenschule gegründet. Aus dieser Zeichenschule ging 1806 die Weimarer Kunstschule hervor, an der bis in unser Jahrhundert hinein viele große Maler lehrten.

Und das Goldene Zeitalter ging zu Ende. 1806, nach der Schlacht von Jena, zogen die Franzosen sengend und brennend durch das Land. 1807 starb Anna Amalia, 1828 Carl August nach 50jähriger Regierungszeit. Vier Jahre später folgte Goethe seinem Freund. Grabesruhe kehrte ein in der Stadt, und der Schriftsteller Adolf Stahr klagte: „Weimar ist jetzt das Pompeji des deutschen Geistes." Es sollte aber noch ein Silbernes Zeitalter folgen. Im Jahre 1848 kam der große Virtuose Franz Liszt nach Weimar. Zusammen mit seiner Lebensgefährtin, der Fürstin Carolyne Wittgenstein, residierte er in der „Altenburg", die wiederum ganz schnell zu einem Musentempel wurde. Insgesamt 47 Opern dirigierte Liszt in Weimar, und die großen Wagneropern traten von Weimar aus ihren Siegeszug um die Welt an.

Als der Komponist Hans von Bülow erfuhr, daß Wagners „Lohengrin" in Weimar uraufgeführt werden sollte, notierte er: „Käme sie zustande, so müßte Weimar die Hauptstadt der Welt werden."

Nach dem Ersten Weltkrieg machte Weimar noch einmal von sich reden. 1919 tagte in der Stadt die Deutsche Nationalversammlung, da der verfassungsgebenden Versammlung das rebellische Berlin zu unsicher war. Außerdem sollte der „Geist von Weimar" den „Geist von Potsdam" ablösen. Somit wurde die Stadt zur Geburtsstätte der deutschen Demokratie, die dann allerdings nur etwas mehr als ein Jahrzehnt Bestand hatte. Geblieben ist Weimar das Archiv von Goethe und von Schiller, deren Nachkommen es der Stadt vermacht hatten. „Dort sind", schreibt Professort Max Hecker, „die Kronjuwelen des deutschen Geistes aufbewahrt."

Christian Kreuzer

Mit der EUROCARD sind Sie immer gut ausgestattet.

Nicht nur auf Reisen bietet Ihnen die EUROCARD viele Vorteile, sondern auch zu Hause. Beim Einkaufen oder in Restaurants.

Denn mit ihr verfügen Sie jederzeit über den Teil Ihrer Mittel, über den Sie gerade verfügen wollen.

Ihre Ansprüche entscheiden. Nicht das Bargeld in Ihrer Tasche.

Ihre EUROCARD wird weltweit akzeptiert.

Überall auf der Welt, wo Sie das EUROCARD-Zeichen sehen, wird Ihre EUROCARD wie Bargeld akzeptiert. In Hotels und Restaurants, in Boutiquen oder beim Flugscheinkauf. Ihre EUROCARD wird auch dort gern entgegengenommen, wo Sie das Access- und MasterCard-Zeichen sehen: bei über 3,2 Millionen Vertragsunternehmen.

Weil EUROCARD Bargeld aber nicht ganz ersetzt, können Sie in Notfällen auch Ihre Barschaft auffrischen: Bei über 60.000 Bankstellen bekommen Sie bis 1.000 Mark bar auf die Hand. Rund um die Welt.

EUROCARD – das sind 2,4 Millionen Gründe für eine Amerikareise.

Bei mehr als 2,4 Millionen Vertragsunternehmen in Nord-, Mittel- und Südamerika, von New York bis San Francisco, von Toronto bis Buenos Aires – all jenen, die das MasterCard-Zeichen führen – sind EUROCARD-Inhaber gerngesehene Kunden.

EUROCARD – ein Zahlungsmittel für über 100 Währungen.

Wer oft reist, kennt den mühsamen Umgang mit verschiedenen Währungen. Man muß sich an jede einzelne erst gewöhnen. Die EUROCARD erspart Ihnen nicht nur das, sondern auch mögliche Umtauschgebühren.

Lohnt sich eine EUROCARD auch für Sie?

Wie jeder Service, hat auch die EUROCARD ihren Preis: 100 Mark im Jahr. Wer seine EUROCARD häufig nutzt, für den wird sie aber zu einem unentbehrlichen Zahlungsmittel, dessen Vorteile den Jahresbeitrag bei weitem kompensieren.

Überzeugen Sie sich selbst in einem Drei-Monats-Test, ob die EUROCARD sich auch für Sie lohnt.

EUROCARD bietet auch Unternehmen besondere Vorteile.

Die wichtigsten: Reduzierung der Reisekostenvorschüsse sowie Zins- und Liquiditätsgewinn.

Sie sehen, es gibt viele gute Gründe, sich bei Ihrer Bank oder Sparkasse nach der EUROCARD zu erkundigen. Oder wenden Sie sich an Ihr Postscheckamt.

EUROCARD

Ein Service der deutschen Banken und Sparkassen

Weltweit

Begeisterung

Zu „Defregger" in PAN 2/82

Mein Mann ist ein Fan von Defregger-Bildern. Er ist so begeistert, daß er sein Hobby, Zinnfiguren bemalen, aus Zinnblech ausschneiden und bemalen, verwendet hat, um das Defreggerbild „Das letzte Aufgebot" als Diorama mit Zinnfiguren herzustellen. Hier ist eine Aufnahme davon.

Hilde Purzer
8261 Mehring

Unleserliche Dichterworte

Zu „Goethe", PAN 3/82

Sie zeigen auf Seite 55 Goethes Aquarell vom Luxemburger Freiheitsbaum. Leider ist der Text auf dem Schild nicht zu entziffern. Wie lautet er? *Paul E. Mayer*
4300 Essen

Die Inschrift heißt: „PASSANS CETTE TERRE EST LIBRE" – Wanderer, dieses Land ist frei. Allerdings hat Goethe, der Französisch besser sprach als schrieb, in Passans vor dem letzten s das t vergessen. D. Red.

„Närrischer" Widerspruch

Zu „Hexen, Spättle . . .", PAN 2/82

Über die schwäbisch-alemannische Fasnet wurde interessant geschrieben und der Bericht mit ansprechenden Bildern ausgestattet. Aber alles kann nicht ohne Widerspruch so stehenbleiben.

So ist S. 47 zu lesen, daß die ersten Narrenzünfte in Süddeutschland urkundlich erst um das Jahr 1840 gegründet wurden. Da werden Sie mit einigen Narrenzünften des Bodenseeraumes Ärger bekommen, die ihre Gründung lange vor 1840 urkundlich nachweisen können, z. B. die Narrenzunft Weingarten 1348, Stockach 1325, Saulgau 1355 u. a. m.

Sie schreiben vom „Schmutzigen Dunschtig"; im Schwäbischen kennt man den „Schmotzigen Donschtig". In anderen Orten nennt man ihn den „Gumpigen" oder „Glompigen Donschtig". Das „Gumpen" deutet die hüpfende oder springende Bewegung der Narren an, während „Glumpig" so viel wie nichtsnutzig bedeutet.

Ihre Vermutung, daß die „Hexen" auf die „Wilden Männer" oder „Wilden Weiber" zurückgehen, dürfte nicht stimmen. Dieser Verkleidung und der schaurigen Maske bedienten sich die Menschen, um von den sie bedrohenden Dämonen nicht erkannt, sondern als ihresgleichen betrachtet zu werden. Der „Verkleidete" war also sozusagen gefeit gegen die bösen Geister.

Auf Seite 57 unten hat offensichtlich der Druckfehlerteufel noch einen Streich gespielt: Die Stadt mit den „Muckenspritzern" heißt nicht Ehen, sondern Ehingen. Aber „nix für ungut"! Narri – Narro! *Paul Bochtler*
7990 Friedrichshafen

Muntere Ergänzung

Zu „Hexen, Spättle . . .", PAN 2/82

In dem munteren Bericht von Erich W. Wolf wird auch auf einige Sammlungen verwiesen. Zwei Museen sollten hierbei jedoch nicht fehlen: Kenzingen bei Emmendingen, Langenstein im Kreis Konstanz.

Freundliche Grüße von den Cannstatter Kartenmachern!

Uwe Möller
Städte-Verlag
E. v. Wagner &
J. Mitterhuber

Wer kennt die Maler, nennt die Daten?

Vergebens habe ich in Lexiken nach den Lebensdaten der Maler Paul Bürck und Ernst Vollbehr gesucht. Ob PAN-Leser Auskunft geben können? *Dr. Hans Blinn*
6740 Landau

Echo aus Brasilien

Zu den Leserbriefen in PAN 1/82

Mit Bestürzung las ich den Leserbrief eines Hamburgers, der sagte, daß Sie uns in PAN eine zu heile Welt vorgaukeln. Ich bin Abonnentin der „1. Stunde", und ich bin jedesmal glücklich, in welcher Vielfalt Sie uns – wie versprochen – die Schönheit der Welt zeigen. Voller Freude erkenne ich so oft „Altvertrautes" von meinen Reisen wieder. Wie jetzt die römischen Brunnen und Notre-Dame, Rubens in Antwerpen und und und.

Grad schrieb mir ein guter Freund aus Brasilien, dem ich sechsmal PAN sandte: „Du glaubst gar nicht, welche Freude Du mir damit gemacht hast. Es ist schwer zu sagen, welche Ausgabe die schönste ist. Die Hefte gehen im ganzen Freundeskreis herum. Ich habe nie eine schönere Zeitschrift gesehen."

Ilse Wiedenbrüg
2000 Hamburg 76

Da gehn die Sterne auch bei Tag

Zu „Römische Brunnen", PAN 1/82

Ich möchte Ihnen ein Brunnengedicht senden, das von einem stammt, der im vergangenen Jahr erst aus Rumänien übersiedelte, von dem 70jährigen Dichter und Komponisten *Wolf v. Aichelburg.*

So langsam sammelt sich,
was Brunnen wird.
Da gehn die Sterne, sagt man,
auch bei Tag.
Wer hört der Erde ab den Herzenschlag?
So langsam sammelt sich, was
Brunnen wird.

Es ist vielleicht im Saft und
auch im Erz.
Man kann es am Geschöpften
nie begreifen.
Vielleicht ist es auch stummes
Rückwärtsreifen.
Es ist vielleicht im Saft und
auch im Erz.

So langsam sammelt sich's.
Für keinen Trunk.
Wenn Durst und Eifer mit der
Nacht verwehn,
dann werden tags auch durch
den Brunnen gehn
die Sterne, leiser als Erinnerung. *Wolf v. Aichelburg*

Wir Dichtende freuen uns immer, manchen Vers auch in „anderer" Literatur zu finden. *Karin Breither*
6393 Wehrheim

So aktuell wie nie

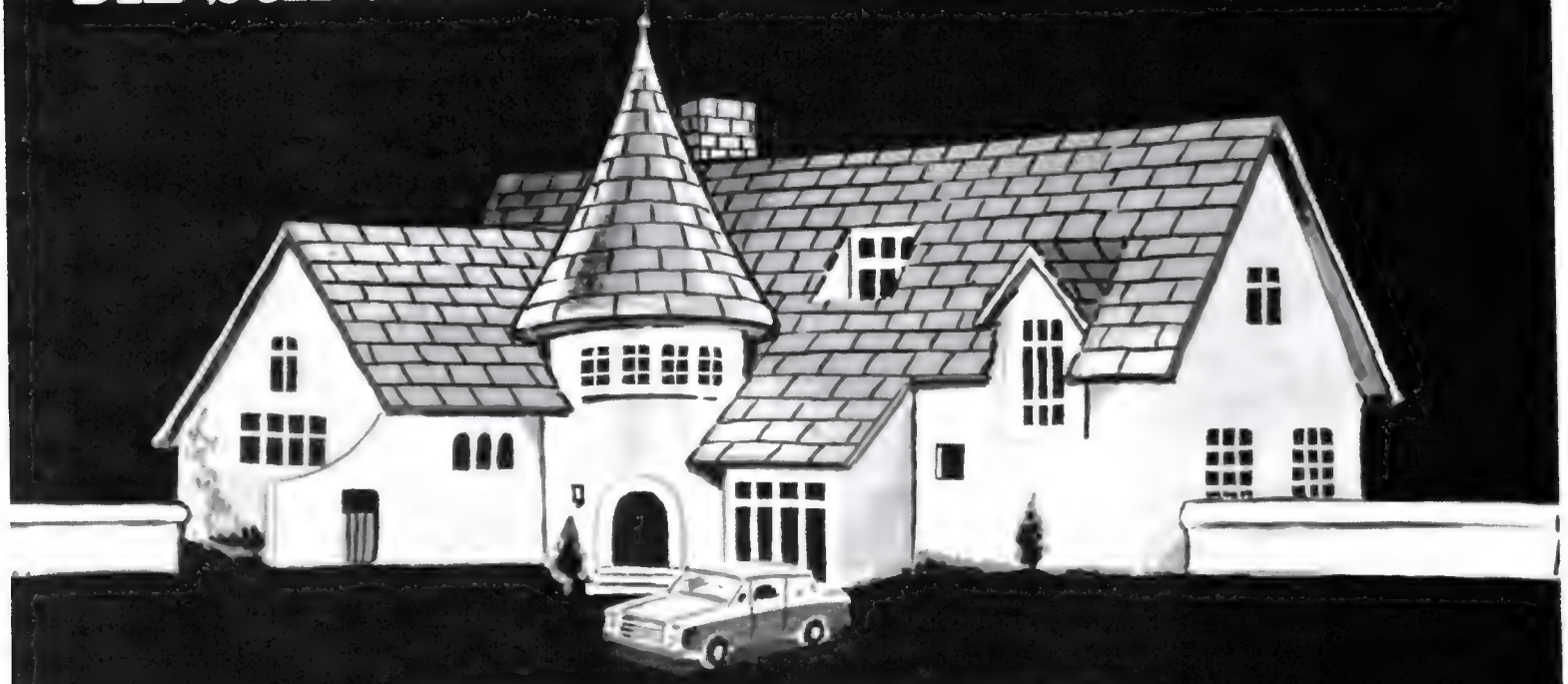
Zu „Goethe" in PAN 3/82

Goethe war nie so aktuell wie heute, was sich mit einigen Beispielen leicht belegen läßt: Er plädierte für ein breites Allgemeinwissen – Wissen mehren, das gilt heute mehr denn je; er war für das Leben: optimistisch dem Morgen entgegengehen, das Heute annehmen; gerade dieses Bewußtsein würde in der heutigen (Leben-)Wegwerfgesellschaft sehr positive Auswirkungen haben . . .

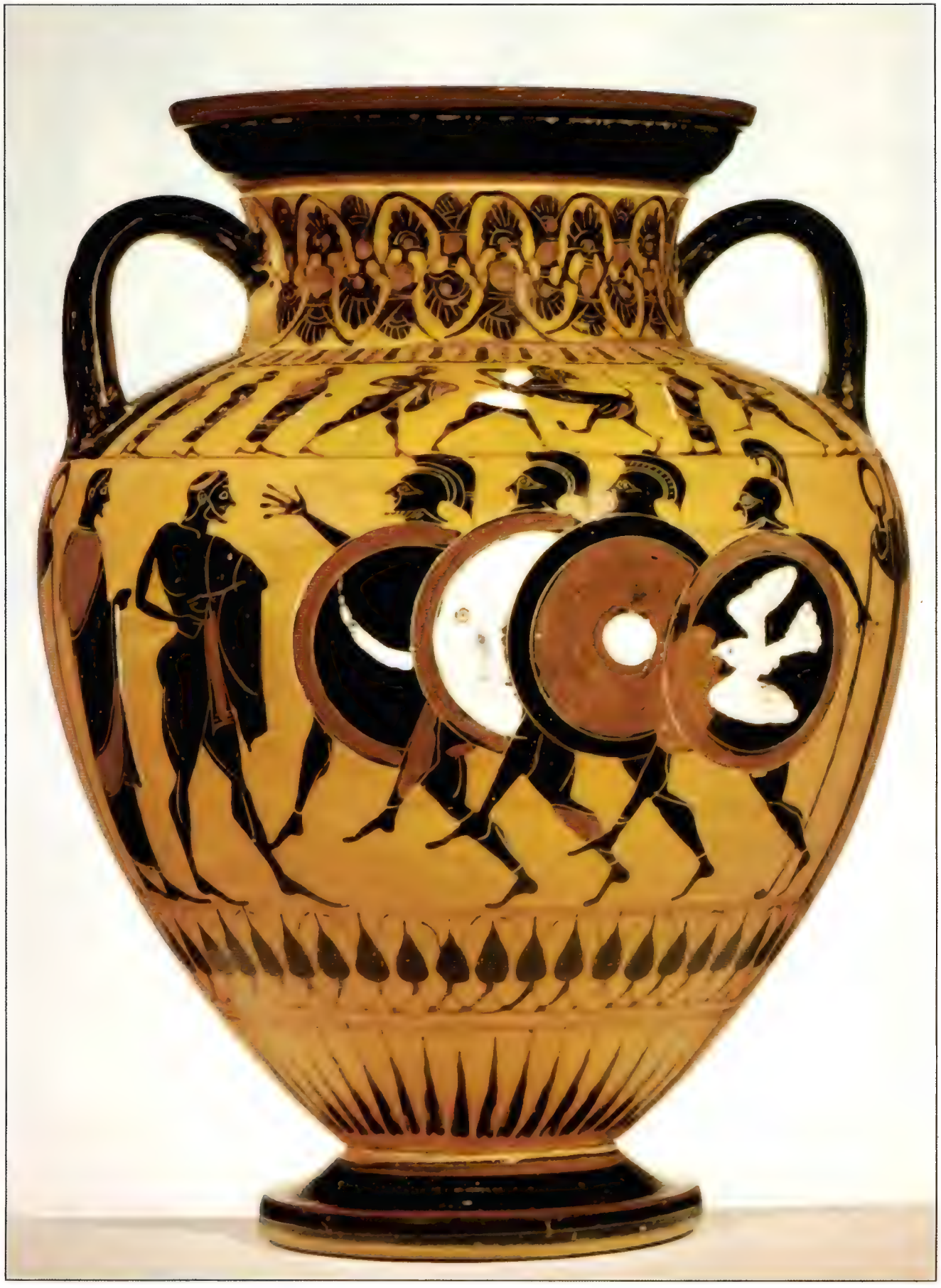
Freundeskreis Goethe
Werner Meyer
6050 Offenbach

DIE INVESTITION

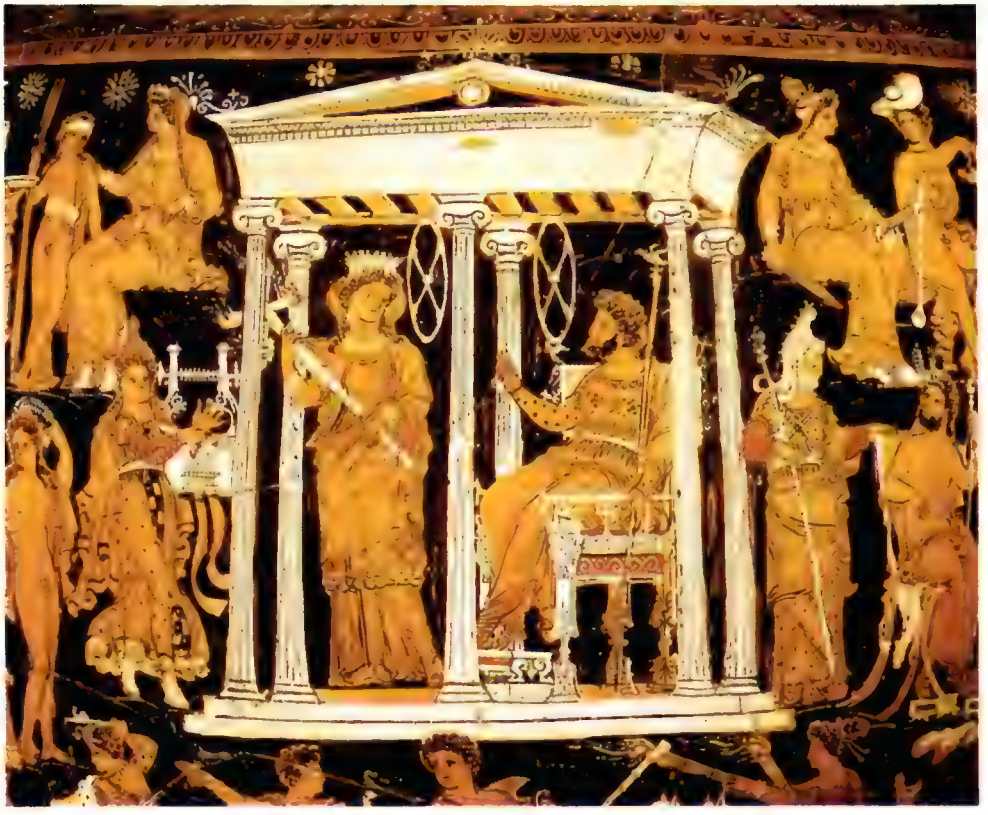
DIE SCHNELL VERMÖGEN SCHAFFEN KANN



SÜDDEUTSCHE KLASSENLOTTERIE
M. Boesche
Pettenkoferstr. 35 · 8000 München 2



Ludwig I., Bayerns König von 1825 bis 1848, war fast berüchtigt für die Sparsamkeit, mit der er die Staatsfinanzen wieder in Ordnung brachte. Doch wenn es um hellenische Kunst ging, sah der Herrscher nicht auf den Pfennig. Innerhalb von zwanzig Jahren trug er eine der schönsten und größten Sammlungen der Welt zusammen. Links eine Amphore, auf der ein „Wettlauf mit Waffen" wiedergegeben ist, um 540/30 v. Chr. Unten: Unterwelt mit dem Herrscherpaar Hades und Persephone. Der Krug, von 330/310 v. Chr., wurde im süditalienischen Canusium gefunden



ANTIKE TÖPFERKUNST

MEISTERWERKE AUS ATTIKA

Im Museum der Staatlichen Antikensammlungen am Münchner Königsplatz sind diese wunderbaren Vasen und Teller zu sehen

VEILCHENGELOCKTE, SANFTLÄCHELNDE SAPPHO . . .

Krater, nämlich „Mischgefäß", hießen die kelch- oder glockenförmigen Gefäße, in denen die alten Griechen Wasser und Wein mischten. Sinnig paßt dazu die Bemalung dieses 52 cm hohen Krugs (470 v. Chr.): Sie stellt Alkaios (um 600 v. Chr.) dar, dessen Wein- und Liebeslieder damals sehr verbreitet waren; daneben seine Zeitgenossin, die ebenfalls auf Lesbos beheimatete Sappho, die größte Lyrikerin des Altertums. Auch sie schuf Liebeslieder, die zur Leier gesungen wurden; doch sie erwiderte angeblich die Neigung des Alkaios, der sie als „Veilchengelockte, reine, sanftlächelnde Sappho" pries, nicht. Sollte dieses Bild den Augenblick festhalten, in dem sie ihrem Verehrer Wasser in den Wein der Liebe goß?

Fünfhundert Jahre vor Christus entstand diese attische Amphore. Das Bild zeigt die letzte Station im abenteuerreichen Dasein des Herakles: Der Held ruht im Olymp von seinen Taten aus, mit denen er den im Wahnsinn begangenen Mord an seinen Kindern sühnen mußte. Die göttliche Athena, die ihm schon auf Erden beigestanden hat, nimmt sich des Tapferen auch jetzt wieder an, versorgt ihn mit Wein und Blumen. Als Herkules wurde der griechische Heros von den Römern übernommen und genoß bei ihnen göttliche Verehrung. Auf der anderen Seite der einen halben Meter hohen Vase wird die Szene noch einmal dargestellt; doch dort sozusagen als Negativ: rote Figuren, schwarzer Grund

Abschied eines Kriegers; auf einer Vase, die ein unbekannter Künstler um 440 vor Christus formte. Links der alte Vater, rechts vermutlich die Mutter des scheidenden Helden. Seine Frau hat ihm eine Schale mit Wein gefüllt; nun zieht sie zum Zeichen der Trauer das Gewand vor ihr Gesicht. Der Krieger wird den Wein als Spende für die Götter auf die Erde gießen

Dionysos fährt über das Meer; umspielt von Delphinen, auf einem delphinförmigen Schiff unter einem mächtigen Rebstock ausgestreckt, segelt er dahin – der „Sohn des Zeus", wie sein Name übersetzt lautet. Aus dem nördlich gelegenen Thrazien kam er einst als Erd- und Fruchtbarkeitsgott zu den Griechen, wurde schließlich zum Weingott, dem zahllose Feste und Spiele geweiht waren; und ein Kult, dessen Hauptstätten sich auf Naxos, Chios, Theben und Attika befanden. Athen feierte ihn in Schauspielen, Wein- und Seelenfesten. Mit den Feldzügen Alexanders verbreitete sich der Kult bis nach Indien. Der geniale Exekias malte um 530 v. Chr. das Schalenbild; die Epoche ist nach ihm benannt

EIN MALER LERNT DAS LEIERSPIEL

Musikunterricht wählte der attische Maler Phintias um 510 vor Christus als Motiv für diese „Hydria", den Wasserkrug. Der Schüler, links, ist des Künstlers Kollege Euthymides, mit einem Kranz aus Weinlaub geschmückt; als vornehmer Athener muß er die Kunst des Leierspiels erlernen. Auch den Namen des Lehrers, rechts, hat der Porträtist neben der Figur vermerkt: Smikythos. Der lauschende Knabe in der Mitte hieß Tlempolemos. Meister Smikythos ist anscheinend gerade dabei, die Saiten zu stimmen. Die altgriechische Lyra hatte als Klangkörper einen Schildkrötenpanzer und war, im Gegensatz zur Kithara, ein Kultgerät. Kelten und Germanen besaßen vor 2000 Jahren ähnliche Instrumente

Ich kann jetzt nicht hell singen wie die Nachtigall, schon in der vorigen Nacht war ich bei einem Gelage", singt der Zecher, auf der Doppelflöte von einem Freund begleitet. Eine Schale von 470/460 v. Chr.

Einen eigenen Stil pflegten die Töpfer Ostgriechenlands und auf den ägäischen Inseln; ein Beispiel dafür ist dieser 21 cm hohe Trinkbecher, ein „Kopf-Kantharos". Er wurde um 540/530 v. Chr. geschaffen

Niemand weiß, wer die Reiterschar auf dem Krug von 550/540 v. Chr. gemalt hat; man schließt aus diesem und anderen Bildern nur, daß er in der Werkstatt des Athener Töpfers Amasis arbeitete – der nämlich pflegte seine Vasen und Schalen mit seinem Namen zu versehen. Deshalb heißt der Künstler „der Amasis-Maler". Das Bild zählt zu den Meisterwerken jener Zeit

FOTOS: CH. KRUGER-MOESSNER

ERST DAS FEUER SCHAFFT DIE FARBEN

Kerameikos hieß der Stadtteil des antiken Athen, wo zwischen dem 8. und 4. Jahrhundert vor Christus die größten Meister der rot- und schwarzfigurigen Vasenmalerei arbeiteten; der Name kommt von kéramos, das Töpfererde, Ziegel, Tongefäß bedeutet. Kerameikos war das Zentrum der attischen Keramikindustrie; ihre Produkte waren weit bekannt und begehrt, vor allem in Mittelitalien, in der jetzigen Toskana.

Die Töpfer zog es vermutlich nicht nur nach Athen, weil es die bedeutendste Stadt Griechenlands war, sondern weil nahebei ein Ton zu finden ist, den auch Künstler unserer Zeit besonders schätzen. Der Eisengehalt dieser Erde ist sehr hoch, er gibt ihr die rötliche Farbe und hat seine Bedeutung für die Rot- und Schwarzfärbung der Gefäße.

Die attischen Meister hatten eine hochinteressante Technik für die Gestaltung ihrer Werke entwikkelt, und man kann nur staunen, welche chemischen Kenntnisse die antiken Töpfer bereits besaßen und wie geschickt sie die zu verwerten wußten.

Für die rote und schwarze Bemalung der Vasen verwendeten sie nicht etwa zwei Farben, sondern ein und dasselbe Material, gewonnen aus dem Ton, aus dem sie den Körper des Kunstwerks schufen. Die Verschiedenfarbigkeit erreichten sie durch eine ausgeklügelte Brenntechnik.

Die Töpfer gewannen die „Malfarbe“ so: Das in den Tongruben abgebaute Material ist ziemlich trocken und wurde deshalb in Gruben mit Wasser in einen dünnen Brei verwandelt; der gute Ton setzt sich bei dieser mehrmals wiederholten Prozedur ab. Die bei diesem sogenannten Schlämmen übrigbleibende Brühe wurde vermutlich mit Pottasche (chemisch kohlensaures Kalium, aus Holzasche) und Soda (aus der Asche von Meerespflanzen, chemisch Natriumkarbonat) versetzt; dann ließ man sie verdunsten, bis nur noch ein dickflüssiger Tonschlicker vorhanden war. Mit diesem Schlicker malte der Künstler Figuren auf die Vasen oder bedeckte Flächen damit.

Altgriechisches Töpferwerk, nach überlieferten Bildern gezeichnet: ① Abbau von Ton in einer Tongrube. ② Der Meister formt einen Krug auf der Töpferscheibe, die von einem Gehilfen gedreht wird. ③ Der Töpfer schürt das Feuer im Töpferofen. ④ Das Abzugsloch am Brennofen wird mit einem Haken geschlossen

Und dann wurde gebrannt, und zwar in drei Phasen. In der ersten Phase war das Gefäß bei reichlicher Sauerstoffzufuhr einer Temperatur von rund 800 Grad ausgesetzt. Das im Ton enthaltene Eisenoxid blieb dabei rot.

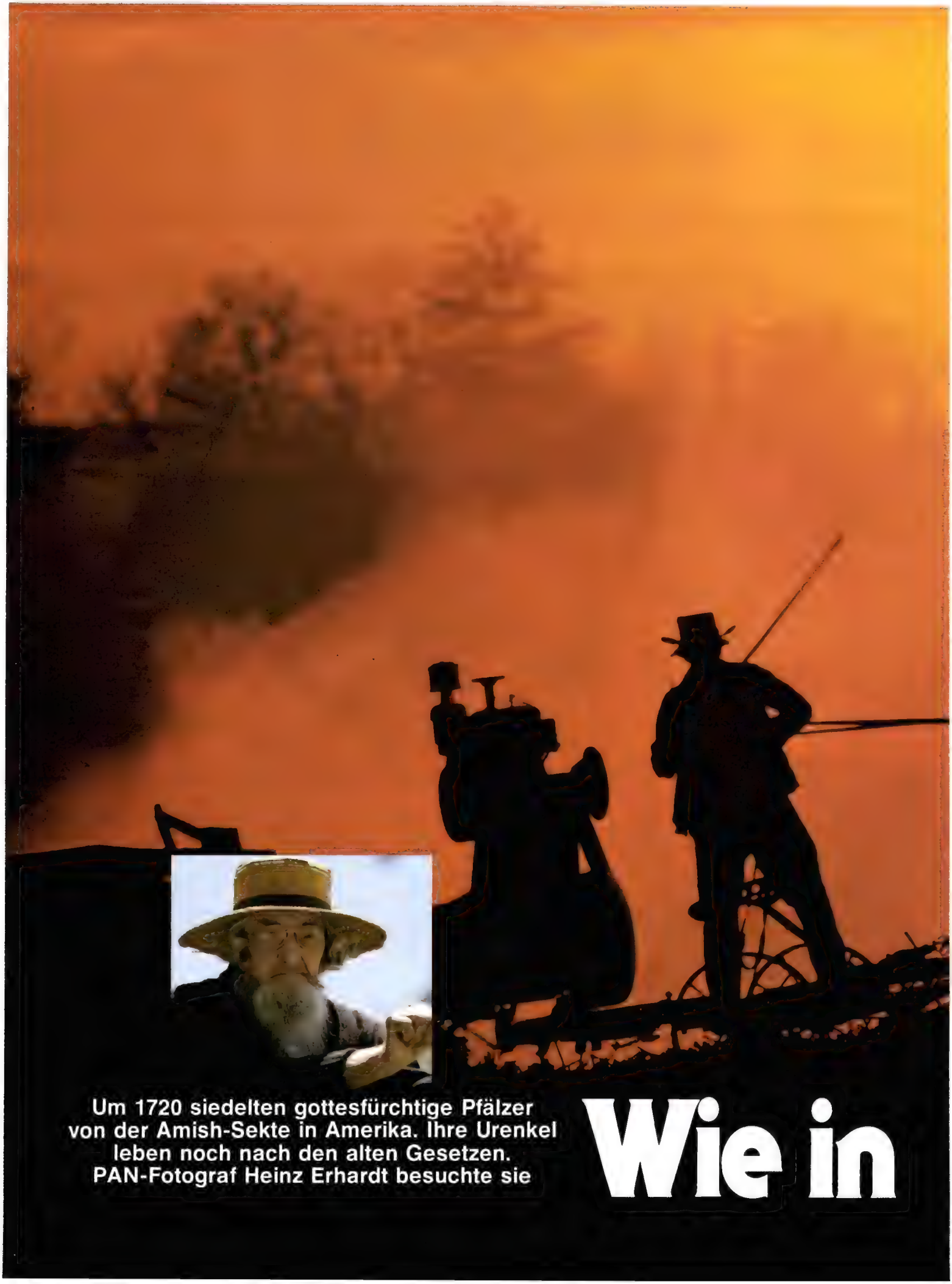
In der zweiten Phase gab der Brennmeister grünes Reisig hinzu und erzeugte damit Wasserdampf im Brennofen. Zugleich schloß er das Abzugsloch des Ofens und die Feuerung für etwa fünf bis zehn Minuten. Nun entstand, bei einer Hitze bis 945 Grad, Kohlenmonoxid, das entzog dem roten Eisenoxid im Gefäß und in der aufgemalten Schicht den Sauerstoff und wandelte es in schwarzes Eisenoxid (Magnetit) um. Ergebnis: Die Vasen waren rundum schwarz.

Darauf wurden Feuerungskanal und Abzugsloch wieder geöffnet, Sauerstoff strömte hinzu und machte mit Hilfe des Feuers das schwarze Eisenoxid wieder rot. Aber das war nur noch bei der unbemalten Tonschicht möglich, in die der Sauerstoff leicht eindringen konnte; der Malschlicker hatte sich während der zweiten Brennphase in eine glänzend-harte Schicht verwandelt, die dem Sauerstoff keinen Einlaß mehr bot und deshalb tiefschwarz blieb.

Diesen „Kunstgriff“ kannten zwar schon die griechischen Töpfer in vorgeschichtlicher Zeit, wie Funde beweisen. Doch zur Meisterschaft gelangten erst ihre Nachfahren um 550 bis 450 vor Christus – in jener Zeit, aus der die Vasen stammen, die in diesem Bericht vorgestellt werden.

Etwa ab 530 begannen die Vasenkünstler die rotfigurige Technik vorzuziehen. Bei roten Figuren konnten sie nicht nur die Umrisse, sondern auch die Innenzeichnungen feiner und ausdrucksstärker anlegen.

Visitor



Um 1720 siedelten gottesfürchtige Pfälzer von der Amish-Sekte in Amerika. Ihre Urenkel leben noch nach den alten Gesetzen. PAN-Fotograf Heinz Erhardt besuchte sie

Wie in

Traktoren sind Teufelszeug, meinen die deutschstammigen Farmer. Mit Pferden und handgeschmiedeten Pflügen bearbeiten sie ihre Felder. Ihr Getreide und ihr Tabak werden nie künstlich gedungt

biblischen Tagen

Im Lancaster County, US-Staat Pennsylvanien, leben die meisten Nachfahren des strengen Predigers Jakob Ammann. Ihre Gehöfte sind sauber und ordentlich. Moderne Maschinen allerdings sind verpönt

Statt Autos lenken die Amish Kutschen. Die Einspänner sind solide Handarbeit – wie auch die Geschirre der Zugtiere. Und natürlich dreht sich bei den Amish manches Gespräch unter Nachbarn (ganz rechts) um die Pferde. Sie sind der ganze Stolz ihrer Besitzer

Mit vier PS bestellt dieser Bauer seine Felder. Wie in alten Tagen wird gepflügt, gesät und geerntet. Doch die Ernte der Amish-Farmer ist nicht schlechter als die ihrer modernen Mitbürger, die mit Traktor und Maschinen arbeiten. Und Pferde schlucken überdies kein Benzin . . .

Auf dem Acker arbeiten die Amish stets vier- oder sechsspännig

Auf dem Parkplatz stehen die Kutschen in Reih und Glied. Die Besitzer beten derweil in tiefer Gläubigkeit. Männer und Frauen sind beim Gottesdienst getrennt – das Gesetz aus den Tagen der Einwanderer gilt auch heute noch

Das Farmhaus dient als Kirche. Jeden Sonntag stellt einer der Amish-Bauern seinen Hof zur Verfügung. Vor dem Gottesdienst, der mehrere Stunden dauert, halten die Frauen ein kleines Schwätzchen

Erst am späten Nachmittag ist die Andacht zu Ende. Ehe die Familien nach Hause fahren, unterhalten sich die Frauen und Männer (links) noch ein Weilchen. Die Kinder sehen in ihrem Sonntagsstaat fast aus wie kleine Erwachsene

Den Sonntag feiern sie nach alter Väter Sitte als Tag des Herrn

Teufelszeug", knurrt der Alte auf dem Kutschbock ärgerlich, als ein chromblitzendes Auto an ihm vorüberrauscht. Mit einem Zuruf treibt der Mann mit dem Rauschebart und dem breitkrempigen Hut sein wohlgestriegeltes Pferd an und rollt mit 15 Stundenkilometern in seinem hochrädrigen Wagen über die Landstraße in Lancaster County, US-Staat Pennsylvanien.

Der Fuhrmann auf dem Einspänner ist ein Angehöriger der Amish-Sekte, deren Mitglieder hier, aber auch in anderen amerikanischen Bundesstaaten als Farmer leben. Und diese Menschen sind strikt gegen jeden technischen Fortschritt. Autos hassen sie sogar zutiefst.

Jakob Ammann, von dessen Namen sich die Bezeichnung der Sekte herleitet, war ein gläubiger Mennonitenprediger, der buchstabengetreu nach Gottes Wort lebte. Aber die Lehre seiner Glaubensgenossen, die Ende des 17. Jahrhunderts vornehmlich in Süddeutschland, im Elsaß und in der Schweiz ansässig waren, erschien Jakob Ammann nicht streng genug. Jede noch so kleine Verfehlung wollte der gottesfürchtige Mann mit schwerster Strafe belegt sehen. „Wer die Unwahrheit sagt, soll ausgestoßen werden aus unserer Gemeinschaft für alle Zeit", lautet zum Beispiel einer seiner Sätze.

Ganz so hart wollten die meisten Mennoniten nun doch nicht vorgehen. Aber weil der Prediger Jakob Ammann ein unbeugsamer Mensch war, trennte er sich mit einigen Gefolgsleuten von der übrigen Gemeinschaft und wanderte mit ihnen ins gelobte Land Amerika aus. Dabei stützte er sich auf das Bibelwort aus Exodus 3,8: „Ich will das Volk in ein großes und fruchtbares Land führen . . ."

Im Quäker-Staat Pennsylvanien faßten die Amish – so wurden sie fortan genannt – zuerst Fuß. Das war um das Jahr 1720. Zumeist aus der Pfalz stammten diese ersten Siedler, die mit deutschem Fleiß darangingen, Farmen aufzubauen, die fruchtbaren Ländereien zu bestellen und sich im übrigen wenig um die Welt ringsumher kümmerten.

An ihren Prinzipien hat sich seit dem Auszug aus der alten Heimat wenig geändert. Krieg und Frieden gingen über die Welt – die Amish nahmen und nehmen keine Notiz davon. Bis zum heutigen Tag lehnen sie ab, was nicht in der Bibel steht. Die Schrift sagt: „Ihr sollt euer Haar am Haupt nicht rundumher abschneiden noch

Bitte umblättern

Nach der Tagesarbeit versammelt sich die ganze Familie im Schatten eines Baumes. Der Vater liest im alten Pfälzer Dialekt aus der Bibel vor, meist aus dem Alten Testament

Fröhlich blicken diese blondzopfigen Mädchen in die Welt. Aber zum Spielen bleibt den Kindern nicht viel Zeit. Sie müssen der Mutter im Haus zur Hand gehen und sie sittsam bei Besorgungen oder Nachbarsbesuchen begleiten

Die Heiratsurkunde aus dem Jahre 1964 ist in altem Deutsch geschrieben. Fast jede vierte Familie der Amish in Pennsylvanien heißt Stoltzfus. Oder – wie hier amerikanisiert – Stoltzfoos. Viele Vornamen erinnern an verehrte Gestalten aus der Heiligen Schrift

Sie sind strenggläubig, fleißig, fromm und fruchtbar

Fortsetzung von Seite 66

euren Bart gar abscheren!" (3. Mose, 19. Kapitel, Vers 27). Also laufen die Männer mit wildwuchernden Bärten und wallendem Haupthaar herum. Hemd und Hose sind aus grobem Stoff, der von den Frauen gewebt wird. Die Füße stecken in ledernen Schaftstiefeln, und auf dem Kopf tragen die Amish breitkrempige Hüte aus Filz oder Stroh.

Bei den Frauen ist jeder Schmuck verpönt. Ihr straff gescheiteltes Haar wird unter Organdy-Häubchen, wie sie im 17. Jahrhundert in Europa modern waren, verborgen. Die kragenlosen Kleider sind in gedeckten Farben gehalten, darüber fallen schwere Satinschürzen.

Die Kinder sind gekleidet wie die Erwachsenen. Bei den ganz strenggläubigen Amish kann man nicht einmal Knöpfe finden – ihre Tracht wird lediglich von Haken und Ösen zusammengehalten.

Untereinander sprechen die Sektenmitglieder noch heute Pfälzer Dialekt. Nur im Umgang mit Fremden bequemen sie sich dazu, die englische Sprache zu benutzen. „Mir lese Englisch, aber mir spreche Deutsch", pflegen sie zu sagen.

Die Amish lehnen die Regierung ab – Gehorsam sind sie nur Gott schuldig, meinen sie. Also zahlen sie auch keine Steuern, keine Sozialversicherung; und Wehrdienst leisten sie auch nicht, denn ihr Gebot heißt: „Du sollst nicht töten!"

Heiter und gelassen arbeiten sie auf ihren Feldern. Wie zu Urväterzeiten bearbeiten sie den Boden mit Pferden und selbstgeschmiedeten Pflügen. Sie bauen Mais und Getreide, Tabak und Obst an. Sie züchten Rinder, Schafe und Geflügel, und sie verkaufen auf den umliegenden Märkten prächtiges Gemüse, das nie mit chemischen Düngemitteln in Berührung gekommen ist.

Mitten im 20. Jahrhundert verschmähen die Amish jede Elektrizität. Nur Windräder sind erlaubt, weil der Wind, der ihnen das Wasser aus dem Boden pumpt, zu Gottes Natur gehört. In keinem der blitzsauberen Amish-Gehöfte findet man Radio oder gar Fernsehen. Solches „Teufelszeug" verachten sie ebenso wie den Blitzableiter auf dem Dach. „Wenn es einschlägt, hat der Herr es so gewollt", sagen die Strenggläubigen.

Geduldig helfen sie dem Mitbruder, dessen Besitz nach Gottes Willen abgebrannt ist, beim Wiederaufbau. Und sie helfen auch, wenn eine Familie durch den Tod des Ernährers in Not geraten ist. Ohne viel Worte bestellen sie für die Witwe die Felder, halten Haus und Hof in Ordnung.

Gemeinschaft bedeutet ihnen noch viel mehr als den meisten anderen Menschen – aber die moderne Gesellschaft des Staates lehnen sie kompromißlos ab. So ist es kein Wunder, daß die fanatischen Amish, obgleich allgemein als fleißig und rechtschaffen geachtet, doch immer wieder mit dieser Gesellschaft aneinandergeraten.

Als entschiedene Kriegsdienstgegner ließen sich die Söhne der Amish seit jeher lieber einsperren, als Soldat zu werden. 25 Jahre lang prozessierten die Eiferer gegen den Staat, der sie zwingen wollte, wenigstens ihre einspännigen Kutschen mit elektrischen Rückleuchten zu bestücken. Zu oft hatte es früher nachts auf den Straßen im Lancaster County gekracht, weil ein Auto mit einem unbeleuchteten Pferdewagen der Amish zusammengestoßen war. In dem Prozeß blieb der Staat schließlich Sieger: Heute glimmen batteriebetriebene Lampen an der Rückfront der Kutschen.

Viele Eltern wanderten ins Gefängnis, weil sie ihre Kinder nicht in staatliche Schulen schicken wollten. Erst im Jahr 1972 entschied das höchste US-Gericht, daß die Religionsfreiheit höher zu bewerten sei als die Erzwingung der Schulpflicht. Seither dürfen die Jungen und Mädchen der Sektierer unangefochten ihre eigenen einklassigen Schulen besuchen. Ein bißchen Rechnen, Lesen und Schreiben lernen sie dort. Hauptbestandteil des Unterrichts – er wird nur von Lehrern, nie von Lehrerinnen erteilt – ist das gründliche Studium der Bibel, die weitgehend auswendig gelernt werden muß. Kaum zu glauben, daß diese Kenntnisse in unserer Zeit ausreichend sein sollen.

Was die Kinder der Amish sonst noch brauchen, um in ihrem Alltag bestehen zu können, lernen sie von den Eltern. Der Vater bringt den Söhnen landwirtschaftliches Wissen bei. Er lehrt sie, wie man Holz und Eisen bearbeitet, wie man mit traditionellen Hausmitteln krankes Vieh heilt oder wie man einen Brunnen gräbt. Die Mutter zeigt ihren Töchtern, wie gestrickt oder gewebt wird. Von ihr lernen sie, wie Obst und Gemüse eingemacht oder „Schmierekäse" und „Apfelbutter" hergestellt werden.

Das einfache Leben der Amish ähnelt dem von modernen „Aussteigern". Nur daß die Sektierer ihr ganzes Tun nach der Heiligen Schrift ausrichten. Ihr Tag beginnt bei Sonnenaufgang mit Gebet und Bibelle-

Sehr gepflegt sind die Farmen und Felder der deutschstämmigen Sektierer (ganz oben). Seltsam muten die Einspänner der frommen Bauern im Straßenverkehr an (Mitte). Aber die Amish lieben es nun einmal geruhsam. Und ein Plausch mit Freunden und Nachbarn ist für sie sehr wichtig

Ein Paradies aus alter Zeit mitten im modernen Amerika

sung. Dann begibt sich jeder an seine Arbeit. Zu den Mahlzeiten in der großen Wohnküche mit dem blankgescheuerten Eßtisch versammelt sich die Familie wieder. Und nach des Tages Müh' holt der Vater wiederum das Alte Testament hervor, um im Pfälzer Dialekt die frommen Geschichten daraus vorzulesen. Andere Bücher als die Schrift oder gar Zeitungen und Magazine gibt es nicht in den Häusern der Amish. „Das ist alles Teufelszeug", sagen die Eiferer verächtlich.

In der Familie herrscht unangefochten der Mann. Ihm wagt niemand zu widersprechen, die Frau nicht und schon gar nicht die Kinder. „Jedes Frühjahr ein Kind in der Wiege" heißt der Grundsatz der Amish, die selbstverständlich jede Empfängnisverhütung ablehnen. Acht, neun Jungen und Mädchen oder mehr sind denn auch die Regel. Oft – weit mehr als im amerikanischen Durchschnitt – findet man jedoch bei den Amish geistig Behinderte. Schlimme Folge der freiwilligen Isolation: Durch ständiges Heiraten innerhalb der Sippen kommt es zu einem hohen Prozentsatz an Schwachsinnigen. „Gott hat es so gewollt", sagen die Eltern. Sie und die Gemeinschaft kümmern sich liebevoll um solche Kinder. Einweisung in ein Heim kommt für die Amish ebensowenig in Frage wie die Einlieferung Kranker in ein Hospital.

Auch sonstige Einrichtungen des Staates nehmen die frommen Eigenbrötler nicht in Anspruch. Ihre Toten bestatten sie selbst auf gemeindeeigenen Gottesäckern; die seltenen Streitfälle werden von einem „Ältesten" geschlichtet, der ebenso von der Gemeinschaft gewählt wird wie die Prediger und der „Bischof".

Etwa 70 bis 100 Familien bilden einen Kirchendistrikt mit je einem Oberhirten. Im Lancaster County heißt er Stoltzfus, er ist ein hochbetagter Herr mit schlohweißem Haupthaar und langem Bart. Theologie hat er nie studiert. Die Gemeinde hat Bischof Stoltzfus wegen seines Charakters und seines frommen Lebenswandels auf Lebenszeit gewählt. Eine eigene Kirche besitzt er nicht. Abwechselnd finden sonntags in seinem Haus oder in dem eines Nachbarn die Gottesdienste statt. Jede Amish-Farm ist so gebaut, daß im unteren Stockwerk die hölzernen Zwischenwände herausgenommen werden können, so daß ein großer Raum entsteht – die Kirche.

Am Wochenende rollen Pferdewagen zum jeweiligen Treffpunkt und bringen rohgezimmerte Sitzbänke zum Kirchenraum. Die Feier beginnt jeweils mit Gesang – Musikinstrumente wie Orgel oder Harmonium gibt es nicht. Männer und Frauen sitzen, getrennt nach Geschlechtern, auf den unbequemen Bänken und lauschen andächtig den Worten des Predigers.

In einfachen Sätzen erzählt der im Pfälzer Dialekt vergangener Tage Geschichten aus dem Alten Testament. So anschaulich macht er das, als habe er das alles eben erst von Gott persönlich erfahren. Und nicht selten geschieht es, daß Männer und Frauen vor Rührung die Tränen kommen; etwa bei der Geschichte von Kain, der seinen Bruder Abel erschlug.

Von halb neun bis mittags geht das so. Zwischendurch verlassen manche ungeniert den Raum, um sich in der Küche nebenan Stärkung servieren zu lassen. Danach wird wieder gesungen. Höhepunkt der Feier ist die Fußwaschung, die der Bischof zum Zeichen der Demut an den Gemeindemitgliedern vornimmt. Erst gegen fünf Uhr löst sich die Versammlung auf.

Wehe dem, der Gottes Wort nicht getreulich achtet. Er wird ausgestoßen!

Der Bischof nimmt auch die Taufen vor. Doch erst im Alter von 17 bis 20 Jahren wird den Jugendlichen dieses Sakrament gespendet. Dafür werden die Jungen und Mädchen einander von ihren Eltern bereits im Kindesalter als Mann und Frau versprochen. Mitspracherecht bei der Partnerwahl haben die künftigen Eheleute nicht, aber Scheidungen kennen sie ebenfalls nicht.

Wehe dem, der sich den strengen Gesetzen nicht beugen will! Wer etwa statt der Pferde einen Traktor vor den Pflug spannt oder es wagen sollte, ein Kino oder eine Tanzveranstaltung zu besuchen: Ihn trifft allgemeine Ächtung. Niemand spricht fortan noch ein Wort mit dem „Sünder". Ihm bleibt keine andere Wahl, als fortzugehen aus dem Paradies, hinaus in die kalte, fremde Welt. Und dort wird es ihm, der ohne den Schutz der Gemeinschaft hilflos ist, schlecht ergehen.

Sein Unglück – so sagen die Amish – ist die Strafe Gottes für sein verwerfliches Tun. Das deutsche Wort „Meidung" für diese Art der Ausstoßung ist sogar in den amerikanischen Sprachgebrauch eingegangen. Nicht selten geschieht es, daß der also Geächtete in Wahnsinn oder Depressionen getrieben wird. Oftmals sieht der „Gemiedene" schließlich keinen Ausweg mehr – er bringt sich um. So ist denn die Rate der Selbstmörder unter den Amish auch weit höher als im amerikanischen Durchschnitt.

Wie die Gemeinschaft im Lancaster County, so leben auch ihre Brüder und Schwestern in anderen Bundesstaaten der USA. In Ohio, Illinois, Iowa, Nebraska gibt es Ortschaften mit Nachfahren des strengen Jakob Ammann. Aber auch in der kanadischen Provinz Ontario haben sie sich angesiedelt. Eine Gruppe wollte vor einiger Zeit in Texas ansässig werden. Doch man verkaufte den Amish wasserloses Land. Daraufhin zogen sie weiter nach Mexiko, wo sie heute ebenfalls nach alter Tradition siedeln. Und auch in Paraguay faßte eine Gruppe Fuß. Der Staat gewährt ihnen Religionsfreiheit, respektiert ihre Eigenart. Nur in Deutschland gibt es keine Vertreter der Amish-Sekte mehr.

Mit der neuen Zeit ist Unglück über die frommen Farmer gekommen: Die etwa 70 000 Amish in den USA, die paar hundert in Mexiko und Paraguay werden mehr und mehr zum Ziel des Massentourismus. In hellen Scharen ziehen sonntags Menschen aus den Städten in die Dörfer der Sektierer und bestaunen die seltsamen Mitbürger – wie man außergewöhnliche Tiere im Zoo bestaunt. Dann klicken die Kameras um die Wette. Doch die Fanatiker fühlen sich dadurch verletzt. „Du sollst dir kein Bildnis noch irgendein Gleichnis machen", heißt es (2. Mose, 20. Kapitel, 4. Vers). Aber das Fotografiertwerden können die Amish dennoch nicht verhindern.

Und noch etwas: Durch die Begegnung mit den Touristen wird den jungen Leuten klar, daß es draußen, außerhalb ihrer Isolation, eine andere Welt gibt – mit Coca-Cola, Armbanduhren und Transistorradios. Das sind für die Jungen Verlockungen, die von den Alten als „Todsünden" betrachtet werden. Doch immer öfter kommt es vor, daß ein junger Mann der Amish heimlich Rockmusik hört. Das Mini-Radio versteckt er unter seinem breitkrempigen Hut. Der alte Jakob Ammann wird sich im Grab umdrehen.

Aber was würde er wohl sagen, wenn er wüßte, womit die Amish-Farmer heute handeln: Sie, denen Alkohol und Tabakrauchen strikt verboten sind, verdienen ihren „schnöden Mammon" ausgerechnet durch Anbau und Verkauf von Tabak. Und sie finden gutzahlende Abnehmer für ihr „Teufelszeug" . . . *Uwe Richter*

Any 3 books for only DM10,- POST FREE

when you join the english bookclub

PLUS

When you join the English Bookclub, you'll discover time and time again that it's the economical way to buy the top British and American books in the original language. In fact, you'll often be able to buy some time before the translations reach the shops. And now, due to the downward movement of £ sterling, our books are even cheaper this year. There couldn't be a better time to join the English Bookclub.

Whatever your reading interest we've the books to suit you. The latest blockbusters by top authors... timeless classics from great names... books on history, politics, current affairs... reference books to consult for years and years.

Your books are sent to you direct from England. And each and every one is a full-length hardcover edition with not a word or picture missing from the original.

Send for any three of the books shown here for just DM10,- (post free) and see just what we mean by savings and quality. All we ask is that you take one book each quarter from over 600 titles offered during a year in the club's free, quarterly magazines 'Bookshop' and 'Bookshop Extra'. Minimum membership is for one year.

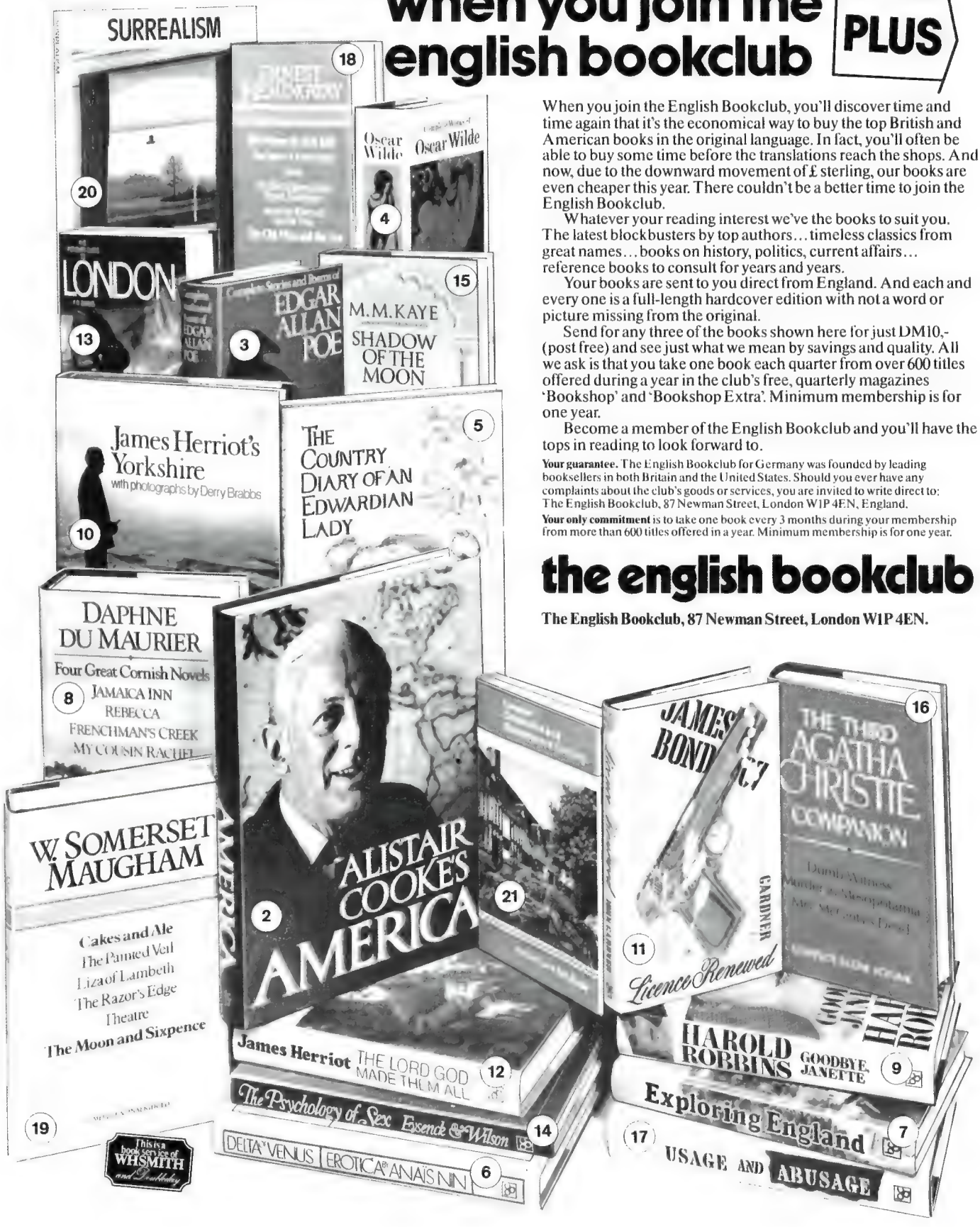
Become a member of the English Bookclub and you'll have the tops in reading to look forward to.

Your guarantee. The English Bookclub for Germany was founded by leading booksellers in both Britain and the United States. Should you ever have any complaints about the club's goods or services, you are invited to write direct to: The English Bookclub, 87 Newman Street, London W1P 4EN, England.

Your only commitment is to take one book every 3 months during your membership from more than 600 titles offered in a year. Minimum membership is for one year.

the english bookclub

The English Bookclub, 87 Newman Street, London W1P 4EN.



Brush up your English and don't forget it again.

Anglo American Spotlight – das aktuelle Monatsmagazin aus München in leichtverständlichem Englisch ("easy to read")

4 Gründe, die für Spotlight sprechen:

1. Spotlight ist für alle, die einmal erworbene Englischkenntnisse wieder auffrischen wollen – Spotlight ist für alle, die gerade dabei sind, die englische Sprache zu erlernen – Spotlight ist für alle, die es zu schade finden, wenn einmal erworbene Englischkenntnisse nach und nach verlorengehen.

2. Spotlight informiert gründlich und umfassend über aktuelle Themen – Spotlight ist zeitkritisch, lebendig, hintergründig – Spotlight behandelt Themen aus Politik, Business, Kultur, Wissenschaft, Sport und Freizeit – Spotlight gibt viele Tips und nützliche Hinweise über die anglo-amerikanische Szene.

3. Spotlight hat zusätzlich einen umfangreichen Lexikonteil zum Sammeln: mit allen schwierigen Wörtern in ihren Anwendungen und Bedeutungen, mit Idioms, sprachlichen Strukturen und weiteren Language-Notes.

4. Spotlight ist im Abonnement ca. 25% billiger – Spotlight erscheint monatlich und kommt im Abonnement ohne weitere Zusatzkosten wie Porto und Verpackung pünktlich und bequem per Post zu Ihnen ins Haus.

Fordern Sie bitte Ihr Spotlight-Freiexemplar an, kostenlos und unverbindlich. Wie vor Ihnen viele andere Leser, werden auch Sie begeistert sein.

Spotlight ist wirklich ein neuartiges Magazin ohne Vorbild: easy to read – easy to understand.

Garantie:

Der Spotlight-Verlag garantiert Ihnen:

1. Sie können kostenlos und ohne jede Verpflichtung ein Spotlight-Frei-Exemplar mit der nebenstehenden Postkarte anfordern.
2. Sie haben dann 10 Tage Zeit, sich zu entscheiden, ob Sie Spotlight weiterhin lesen wollen oder nicht.
3. Sollten Sie wider Erwarten Spotlight nicht weiter beziehen wollen, schreiben Sie spätestens am 10. Tag eine einfache Postkarte mit der Mitteilung: »Keine weiteren Zusendungen«, und damit ist alles für Sie erledigt.
4. Wenn Sie Spotlight auch in Zukunft lesen wollen, brauchen Sie nichts zu tun. Sie werden automatisch in unsere Abonnentenkartei übernommen und erhalten Monat für Monat die neueste Ausgabe von Spotlight zum günstigen Abo-Preis von nur DM 5,– je Ausgabe (ca. 25% Abo-Preis-Vorteil), inkl. Porto- und Verpackungskosten.
5. Sie können diese Vereinbarung innerhalb von 10 Tagen ohne Angabe von Gründen schriftlich widerrufen.
6. Das Frei-Exemplar gehört in jedem Falle Ihnen.

Dr. phil. E. Müller, Herausgeber

With Glossary and Language Notes!

Spotlight aus gutem Hause. Kooperation mit Enzyklopädische Literatur

Spotlight-Verlag:
Postfach 1145, 8013 Haar

ihn als Heilmittel, reiche Leute als Räucherwerk, und Könige als Staatsgeschenk von besonderer Kostbarkeit

Bernstein

Das Gold des Nordens

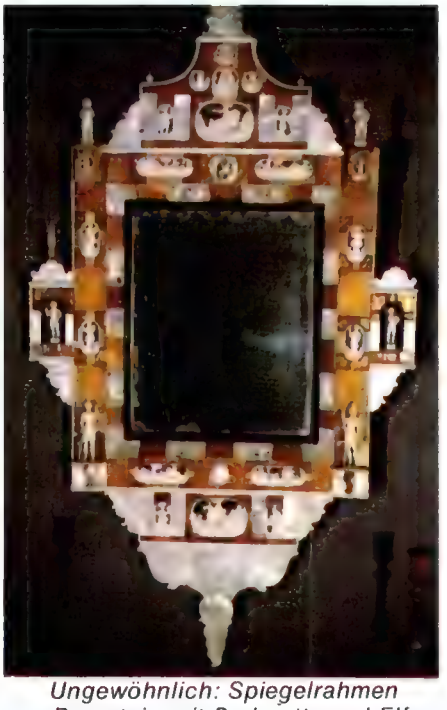
Die Geschichte des Bernsteins mit einem Verkehrsunfall. Phaethon, der Sohn des Sonnengottes Helios, plagte seinen Vater – wie dies auch heutzutage Söhne gelegentlich tun –, ihm doch mal seinen Wagen zu leihen. Dabei handelte es sich um ein besonders gefährliches Gefährt: den Sonnenwagen, bespannt mit vier feurigen Rossen. Mit ihm zog der Lichtgott tagtäglich von morgens bis abends seine Bahn vom östlichen zum westlichen Ozean, um Göttern und Sterblichen zu leuchten.

Trotz aller Bedenken gab der Vater nach, und das rächte sich. Phaethon verlor die Gewalt über die Rosse, sie brachen aus der Bahn, der Feuerwagen drohte Himmel und Erde in Brand zu setzen. Da schleuderte Zeus, der Oberste der Götter, einen Blitz, der Phaethon aus dem Wagen warf und in den Fluß Eridanus stürzte. Phaethons Schwestern, die Helia-

Bitte umblättern

Vor rund 35 Millionen Jahren lebte diese Fliege. Harz einer Bernsteinkiefer floß über sie, erstarrte und konservierte das Tierchen. Solchen „Einschlüssen" – zumeist Insekten und Pflanzenteile – verdankt die Wissenschaft viele Informationen über die „graue Vorzeit" der Erde

Verschiedenfarbiger Bernstein macht die Wirkung dieses Humpens (17. Jahrhundert) aus



Ungewöhnlich: Spiegelrahmen aus Bernstein mit Perlmutt- und Elfenbeinschnitzerei (17. Jh.)

Der Pokal trägt Medaillons mit Profilbüsten der preußischen Herzogsfamilie (um 1580)

Bernsteinplatten bilden die Wände des nur 10,6 cm hohen Schmuckkästchens. Die in ihre Rückseiten eingeschnittenen Bildnismedaillons sind aus „Knochenbernstein", der im 16. und 17. Jahrhundert als außergewöhnlich wertvoll galt. Rahmenwerk und Füße bestehen aus Silber

Aus der Blütezeit der Bernsteinkunst. Die 16,5 cm hohe „Kleopatra" (r.) auf einem Elfenbeinsockel ist eine Arbeit von Jacob Dobbermann, der im 17. Jahrhundert am Hofe des Landgrafen von Hessen wirkte. Als Gegenstück zu der Statuette schuf er die Zweiergruppe „Die Zeit und die Gelegenheit"

Mit 19 cm ist die „Weibliche Büste" von Dobbermann für eine Bernsteinplastik groß

Die Form dieses Pokals ist vollendet auf den Werkstoff Bernstein abgestimmt (17. Jh.)

Das Schmuckkästchen dient als Sockel für die aus je einem Stück geschnittenen Statuetten des Großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg (1640–1688) und seiner Gemahlin Henriette

Tränen aus göttlichen Augen

Fortsetzung von Seite 75

den, beweinten am Flußufer den getöteten Bruder. Sie wurden in Pappeln verwandelt; noch als Bäume weinten sie weiter. Aus ihren Tränen entstand der Bernstein.

So überliefert der griechische Dramatiker Euripides als erster die Entstehung des Bernsteins in seinem 428 v. Chr. uraufgeführten und preisgekrönten Stück „Hippolytos". Den goldsonnigen Glanz des Bernsteins daher zu deuten, daß es Tropfen aus den goldleuchtenden Augen der Töchter des Sonnengottes seien: „Schöner kann man den eigenartigen Schimmer des reizvollen Rätsels nicht lösen", befand im vorigen Jahrhundert der Schriftsteller Felix Dahn, Rechtsprofessor und zeitweilig Rektor der Universität Königsberg in Ostpreußen, dem Gebiet mit den ergiebigsten Bernsteinvorkommen Europas.

Keinem anderen Schmuckmaterial ist solch eine mythische und poetische Verklärung seiner Abstammung zuteil geworden wie dem Bernstein. Keinem anderen wurden im Lauf der Jahrtausende so viele Eigenschaften und Fähigkeiten zugeschrieben, darunter recht geheimnisvolle. Ein Rest von Rätselhaftem ist ihm sogar in unserer Zeit verblieben: Bisher ist kein chemisches Lösungsmittel bekannt, das imstande wäre, Bernstein vollständig in Lösung überzuführen.

Seine Herkunft und seine Entstehung sind freilich inzwischen enträtselt. Vor 30 bis 50 Millionen Jahren, in dem geologischen Zeitalter, das die Forscher Tertiär nennen, hatte unser Erdteil noch nicht seine jetzige Gestalt; aber die heutige Verteilung von Land und Meer begann sich zu formen.

In jener Zeit gab es einen Kontinent, dessen südliche Begrenzung etwa quer durch den südlichen Teil der heutigen Ostsee verlief. Wie weit diese Landmasse in die übrigen Himmelsrichtungen reichte, ist bisher nicht bekannt. Sie muß von weiten Wäldern bedeckt gewesen sein.

Besonders zahlreich waren offenbar Kiefern, Nadelbäume, die im Falle von Verletzungen Harz absondern, um die Wunden zu schließen. Stürme, Blitzschläge, Astbrüche, Insek-

Bitte umblättern

Dieses Kreuz mit Bernsteineinlagen wurde für den Kapitularvikar von Ermland geschaffen (16. Jh.). Es birgt eine Reliquie des heiligen Adalbert, dem Schutzpatron des Preußenlandes

Für eine fürstliche Tafel fertigte ein Kunsthandwerker vor 400 Jahren dieses Vorlegemesser an. Der Bernsteingriff, in Silber gefaßt, ist mit vergoldeten Ornamenten verziert

Rohbernstein aus Ostpreußen: In der „Blauen Erde" lagern die reichsten Bernsteinvorkommen der Welt

Wikinger vergnügten sich vor 1000 Jahren an diesem Brett mit Spielsteinen aus Bernstein

Ebenfalls aus der Wikingerzeit stammt diese Bernsteinfigur eines bärtigen Orientalen

Bernsteinpferd; Jüngere Steinzeit (um 3000 v. Chr.): Es sollte böse Geister von Pferden fernhalten

Herbstlandschaft mit Windmühle und rotem Haus, *um 1888. Öl auf Pappe, 20,8 x 24,6 cm. Hannover, Wilhelm-Busch-Museum. Ausdruck der Stimmung des Malers im beginnenden Herbst des Lebens*

Wilhelm Busch, der heimliche Maler

Vor 150 Jahren wurde er geboren. Ein „ernsthafter Künstler" wollte er werden, doch berühmt wurde er als Humorist

Bilder, meine Tochter, nennt man nur solche Malereien, die beanspruchen können, fertig zu sein; von den übrigen sagt man, es seien Studien, Skizzen oder Geschmier, wo nicht viel Ehre mit einzulegen ist, was man demnach vor den Augen der Leute gern zu verbergen sucht."
Also schrieb Wilhelm Busch 1896 in einem Brief an seine Nichte Margarethe Meyer. Gehandelt hatte er nach diesem Grundsatz schon vorher; hatte viele Arbeiten in übermäßiger Bescheidenheit und selbstkritischer Unzufriedenheit noch nicht einmal seinen engsten Freunden gezeigt, noch mehr im Keller und auf dem Speicher seines Hauses versteckt, manches kurz entschlossen vernichtet. Auch an Ausstellungen, wie sie seine Malerkollegen veranstalteten, beteiligte er sich nie. So kam es, daß der Verfasser von „Max und Moritz", der „Frommen Helene" und von „Fipps der Affe" zu Lebzeiten als Maler so gut wie unbekannt blieb, obwohl er etwa tausend Ölbilder geschaffen hat.
Und zwar mit einem sehr hohen Anspruch. Denn die Malerei war die große Leidenschaft, der wahre Daseinsinhalt des Humoristen, Schriftstellers und Lebensphilosophen.
Busch wollte in seinen Gemälden den Hintergrund des Sichtbaren zeigen. „Kein Ding sieht so aus, wie es ist", schreibt er in einer Biografie. Und genau das ist es: Nicht einen vordergründigen Abklatsch der Natur, sondern deren hintergründigen und normalerweise versteckten Charakter

Fortsetzung auf Seite 87

Zwei Schusterjungen balgen sich um einen Apfel. *Öl/Leinwand, 36,5 x 31 cm. Frankfurt, Städelsches Kunstinstitut. Auf einem zweiten Bild hat Busch das Ergebnis des Streites festgehalten: Der Größere geht mit dem Apfel davon*

Bernstein heißt Brennstein

Fortsetzung von Seite 77

tenbefall – an Ursachen für Beschädigung und damit für große Harzproduktion hat es in dem nördlichen Urwald nicht gemangelt. Anders ist die Menge des von dort stammenden Harzes, das wir Bernstein nennen, nicht zu erklären.

Als in der Diluvial-Zeit (Beginn: vor einer Million Jahren) Gletschermassen vordrangen, rissen sie auf ihrem Weg nach Süden den Boden unter sich mit, darunter auch das erstarrte Harz. In mehreren Eiszeiten kam es zu Umschichtungen.

Der Bernstein hat all diese Erdbewegungen überstanden. Bis nach Polen und Rußland in die Flußgebiete von Narew, Bug und Donez verschleppten ihn die Gletscher. Andere setzten ihn an der Nordseeküste der dänischen Halbinsel Jütland und in der Deutschen Bucht ab. Das westlichste Vorkommen wurde bei Cromer in der Grafschaft Norfolk an der englischen Ostküste entdeckt. In Schlesien und Sachsen hat man ebenfalls, wenn auch in geringeren Mengen, Bernstein gefunden. Am ergiebigsten aber sind die Bernsteinlager an der samländischen Küste bei Palmnicken in Ostpreußen.

Dort haben die Gletscher während einer Umschichtung im Alluvium (ab 8150 v. Chr.) den Bernstein in der „blauen Erde" abgesetzt, einer Schicht aus Sand und Ton, die trotz ihres Namens nicht blau ist, sondern grünlich-grau bis dunkelgrün; die Färbung erhält sie von dem grünen Mineral Glaukonit. Bei Palmnicken-Kraxtepellen erreicht die „blaue Erde" eine Mächtigkeit von bis zu 7 Metern und liegt etwa 50 Meter unter der Oberfläche. Seit 1912 werden die reichen Bernsteinlager im Tagebau mit Baggern ausgebeutet.

Bernsteingruben, mit sehr einfacher Ausrüstung, hat es auch schon vor mehr als 200 Jahren gegeben, doch scheiterte der beabsichtigte Abbau „im großen" immer wieder an technischen Schwierigkeiten. Man blieb zunächst auf die ältesten Methoden der Bernsteingewinnung angewiesen: Strandlese, Fischen und Schöpfen. Die ersten beiden Methoden bedürfen keiner Erläuterung. Beim Schöpfen handelt es sich darum, daß die Bernsteinsucher nach dem Abflauen von Stürmen den nahe der Küste treibenden Tang, in dem sich oft reichlich Bernstein verfängt, mit Keschern herausholen und durchsuchen.

Über die in der Bernsteingrube von Palmnicken geförderten Mengen sind, seit die Sowjetunion einen Teil Ostpreußens ihrem Staatsgebiet einverleibt hat, keine Angaben zu erhalten. Die höchste Gewinnung vor dem Zweiten Weltkrieg betrug, im Jahre 1926, mehr als 499 Tonnen.

In welchen Mengen die Ostsee aus „blauer Erde" in ihrer Tiefe auch in unserer Zeit noch Bernstein zutage fördert, geht daraus hervor, daß allein bei dem Badeort Rauschen im nördlichen Samland 1931 an zwei stürmischen Tagen mehr als 15 Zentner geschöpft wurden. Um 1860 hat ein Fachmann, der Oberbergrat Runge, errechnet, daß an Ostpreußens Bernsteinküste im Lauf der letzten 3000 Jahre etwa 1,2 Millionen Kilogramm nur durch Auflesen am Strand und Schöpfen gewonnen worden sein müssen.

Der gelbe, braune, braunrote oder rote Bernstein, der in Form von Tropfen, Birnen, handtellergroßen Fladen und größeren Platten zu finden ist, wird heute fast ausschließlich zu Schmuck verarbeitet. Die Aufmerksamkeit des Menschen galt jedoch zunächst nicht in erster Linie seiner Schönheit, sondern seinen merkwürdigen Eigenschaften.

Ein Stein, der die bösen Geister vertreibt

Man kann sich das leicht erklären. Da findet ein Mensch der Steinzeit – aus der die ältesten Funde bearbeiteten Bernsteins stammen – am Meeresstrand unter all dem, was da angespült wird, einen „Stein", der durchsichtig ist. Etwas ganz und gar Ungewöhnliches! Ein „Stein", der brennt, wenn er mit Feuer in Berührung kommt, der dabei Rauch entwickelt und wohlriechende Dämpfe verströmt. Daher hat der Bernstein seinen Namen: Bernstein = Brennstein.

Und noch etwas Seltsames kommt hinzu: seine Anziehungsfähigkeit. Jeder, der ein Stück Bernstein besitzt, kann das Experiment machen: Mit Wollstoff gerieben, zieht Bernstein z. B. kleine Papierstückchen an. Irgend jemand in frühen Zeiten muß, vermutlich nach dem Polieren eines Bernsteingegenstandes, dieses Phänomen entdeckt haben. Die alten Griechen nannten den Bernstein „elektron"; mit diesem Wort ist unser Begriff „Elektrizität" verwandt.

Mit solch einem Stein, sagte sich der Mensch in jener „grauen Vorzeit", muß es doch eine besondere Bewandtnis haben! Von derlei Erkenntnissen bis zu Anfertigung von Amuletten, die ihren Träger gegen Unbilden schützen sollen, ist nur ein kleiner Schritt.

Die Vorstellungswelt des Menschen jener Zeiten war von bösen Geistern bevölkert. Gegenstände aus dem geheimnisvollen Bernstein wurden nun „eingesetzt", sie abzuwehren. Tierfiguren sollten Glück auf der Jagd herbeizaubern. „Spinnwirteln" aus Bernstein sollten bewirken, daß der gesponnene Faden nicht verhext werden konnte. Grabbeigaben in Form von Bernsteinperlen, wie sie Heinrich Schliemann bei seinen Ausgrabungen in Griechenland 1874 bis 1876 in den aus der Bronzezeit stammenden Königsgräbern in Mykenä fand, sollten ebenfalls böse Geister fernhalten.

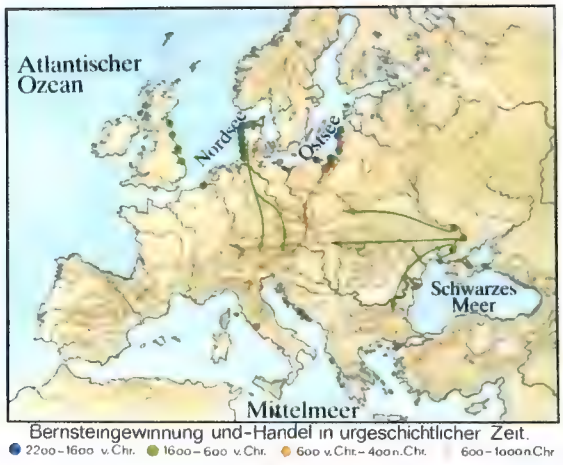
Seine erste Bedeutung hatte Bernstein also als „Abwehrmittel". Auch gegen Krankheiten. Der römische Forscher Plinius – der 79 n. Chr. beim Ausbruch des Vesuvs ums Leben kam – berichtet, daß Bauersfrauen Halsketten aus Bernstein trugen, weil sie glaubten, das sei eine wirksame Vorbeugung gegen Halskrankheiten.

Mit Honig und Rosenöl zerrieben, sollte Bernstein gegen Ohrenschmerzen helfen; ebenso gegen Fieber, Augenschwäche, Magenbeschwerden, sogar gegen Wahnsinn. Die Meinung, Bernstein habe heilende Wirkung, findet sich noch in einem Nachschlagewerk von 1822; da wird er in verschiedenen Zubereitungen gegen Erbrechen und Wadenschmerz, Rheuma, Gicht, Rachitis, Schwindsucht, Typhus, Lähmungen, Frauenleiden und etliche andere Krankheiten und Beschwerden empfohlen – ein „Allheilmittel".

Funde in Jütland haben ergeben, daß Bernstein bereits in der Jüngeren Steinzeit, um 4000 v. Chr., in Gebrauch war. Die ältesten Bernsteingegenstände, die in Mittel- und Südeuropa gefunden wurden, werden auf den Zeitraum zwischen 1500 und 500 v. Chr. datiert. Aber wie gelangte der Bernstein zu jener Zeit in den Mittelmeerraum?

Schon in frühgeschichtlicher Zeit wurde, wenn auch mühsam und unter vielerlei Gefahren, Fernhandel betrieben. Die Kunde von jenem seltsamen Stein weckte steigende Nachfrage. Die alten Fernhandelswege wurden zu „Bernsteinstraßen". Eine dieser Handelsrouten verlief von der Nordsee elbeaufwärts bis zur Saalemündung und gabelte sich dort.

Bitte umblättern



Bernsteingewinnung und -Handel in urgeschichtlicher Zeit.
2200–1600 v. Chr. 1600–600 v. Chr. 600 v. Chr.–400 n. Chr. 600–1000 n. Chr.

Von Nord- und Ostsee bis in den Mittelmeerraum und an das Schwarze Meer führten schon vor mehr als 3000 Jahren „Bernsteinstraßen". Besonders begehrt war Bernstein im alten Rom

Der Zar wünschte, der König schickte

Fortsetzung von Seite 79

Ein Strang führte über Böhmen an die Donau, dann den Inn aufwärts über den Brennerpaß nach Oberitalien. Ein anderer durchquerte Thüringen und Hessen bis zum Rhein, folgte ihm stromauf bis in die Schweiz, wandte sich zur Rhone und endete in Massilia (Marseille).

Was den Handelsweg betrifft, der in Ostpreußen begann, erwähnt der bereits zitierte Plinius, daß die Germanen Bernstein nach Pannonien, der römischen Provinz zwischen dem Mittellauf der Donau und den Alpen, transportierten. Von dort brachten ihn Veneter (Einwohner Venedigs) ans Adriatische Meer und nach Italien. Von Ostpreußen aus wurde Bernstein auch durch Rußland bis ans Schwarze Meer exportiert, wo an der Mündung des Dnjepr der Handel mit Griechenland blühte.

Im Tausch erwarben die germanischen Bernsteinhändler, was daheim heiß begehrt wurde: Gold, Kupfer und vor allem Bronze und bronzene Gegenstände. Ex- und Import in der Bronzezeit: Der Bernsteinhandel hat eine Tradition von mehr als 3500 Jahren.

Die Römer des Altertums entwickelten zeitweise ein „Faible" für Bernstein. Nicht nur, daß die Reichen unter ihnen als Liebhaber von Wohlgerüchen ihn, zermahlen und angezündet, als Räucherwerk schätzten. Zur Regierungszeit Kaiser Neros (54–68 n. Chr.) kam Bernstein regelrecht in Mode. Nun wurden nicht mehr nur einfache Amulette, Perlen und Ketten aus Bernstein hergestellt, sondern auch kunstvoll gearbeitete Trinkgefäße und andere Luxusgegenstände. Plinius berichtet, daß die kleinste Bernsteinfigur höher bewertet wurde als ein Sklave. Und Nero betrachtete es anscheinend als höchstes Kompliment, daß er in einem Gedicht das Haar seiner Frau Poppäa „bernsteinfarben" nannte.

Aber schon wenige Jahrzehnte später endete die Vorliebe für das „Gold des Nordens". Erst aus dem späteren Mittelalter sind wieder sicher datierbare künstlerische und kunsthandwerkliche Arbeiten aus Bernstein bekannt. Etwa eine Statuette Johannes des Täufers von 1380 im Besitz Karls V. von Frankreich oder eine Figur der Maria mit dem Kinde, die 1416 der französische Herzog von Berry anfertigen ließ. Der Pariser Louvre nahm 1418 ein Bernsteinkruzifix in seine Schatzkammer auf. Hauptsächlich aber wurde Bernstein im ausgehenden Mittelalter zu Rosenkränzen verarbeitet.

In Ostpreußen hatte in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts der dort herrschende Deutsche Orden alle Bernsteinfunde zu Staatseigentum erklärt. Die Obrigkeiten haben seitdem etliche Male gewechselt – beim Staatsmonopol ist es geblieben.

Wer dem Deutschen Orden gefundenen Bernstein nicht ablieferte, wurde mit strengsten Strafen bedroht. Alte Bilder zeigen Galgen an der Samlandküste, an denen die Delinquenten gehängt wurden. Bernsteinverarbeitung verbot der Orden; er wollte den Bewohnern der Küstengebiete die Möglichkeit nehmen, unterschlagenes Gut leicht abzusetzen.

Die ersten Bernsteindreher-Zünfte bildeten sich denn auch nicht im Ursprungsland des begehrten Materials, sondern dort, wohin es exportiert wurde: in Wismar und Lübeck, in der belgischen Stadt Brügge und in Venedig. Erst 1641 durfte sich mit Genehmigung Friedrich Wilhelms, des Großen Kurfürsten, in Königsberg eine Zunft der Bernsteinverarbeiter etablieren.

Im 17. und 18. Jahrhundert erlebte die Bernsteinkunst ihre höchste Blüte. Das schöne Material, das sich leicht schnitzen, bohren und polieren läßt, reizte viele Künstler und Kunsthandwerker zu bewundernswerten Schöpfungen. Ihre Arbeiten reichen von Pokalen, Humpen und Schalen bis zu Stand- und Kronleuchtern, von Degen- und Besteckgriffen bis zu Schachbrettern, Spiegel- und Bilderrahmen, von Plastiken bis zu Hausaltären, von Bernstein-Wandtäfelungen bis zu kunstvollen Einlegearbeiten für kostbare Möbel.

Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst, der selbst Bernstein geschnitzt haben soll, war auch der erste, der Bernsteinkunstwerke zu repräsentativen Zwecken einsetzte: als Staatsgeschenke. 1649 übersandte er dem russischen Hof eine ganze Reihe von Kunstgegenständen aus Bernstein. Friedrich der Große, der für sich selbst eine Bernsteinflöte anfertigen ließ, schenkte Ludwig XV. von Frankreich einen prunkvollen Wandspiegel mit Bernsteinrahmen. Das wertvollste Geschenk aber heimste Zar Peter der Große ein.

Bei einem Besuch im Berliner Schloß sah der Zar 1713 ein Zimmer, dessen Wände mit Bernstein vertäfelt waren. Der große Zar scheute sich nicht auszusprechen, daß er diese einzigartige Raumausstattung gern besäße. Friedrich Wilhelm I., der ansonsten geizige „Soldatenkönig", konnte nicht umhin, den Wunsch des mächtigen Zaren, mit dem er sich gutstellen wollte, zu erfüllen. Das Bernsteinkabinett wurde nach St. Petersburg (heute Leningrad) transportiert. 1755 ließ Peters Tochter, Zarin Elisabeth, das Raum-Kunstwerk ins Schloß von Zarskoje Sselo bringen und dort einbauen und ergänzen. An den prachtvollen Schnitzereien des 36 x 34 Meter großen Prunkzimmers arbeiteten noch 1763 fünf Bernsteinkünstler aus Königsberg.

Wer heute Leningrad besucht und nach Zarskoje Sselo hinausfährt, das jetzt Puschkin heißt, wird im ehemaligen Zarenpalast indes vergebens nach dem einst weltberühmten Bernsteinzimmer suchen. Seit während der Belagerung Leningrads im Zweiten Weltkrieg deutsche Truppen bis in den Park von Zarskoje Sselo vordrangen und dort einige Zeit die Stellung hielten, ist die größte Schöpfung der Bernsteinkunst verschwunden. Bis heute weiß niemand, wie und wohin.

Karl Jülicher

Fotos: Archiv für Kunst und Geschichte; F. M. Carpenter, Harvard University (1)

Das Exklusiv-Angebot für PAN-Leser

PAN GALERIE
DER GROSSEN MEISTER

Entdecken Sie die Faszination wahrhaft großer Meisterwerke in Ihren eigenen vier Wänden.

In jeder Ausgabe von PAN finden Sie einen ausführlichen Bericht über einen großen Maler mit vielen eindrucksvollen Reproduktionen seiner schönsten Werke.

In diesem Heft ist es Albrecht Dürer, der große deutsche Maler des Mittelalters. Sein Aquarell „Ansicht der Burg Arco" – es ist eine der ersten in sich geschlossenen Darstellungen der Natur – wurde von einer Jury unseres Hauses – bestehend aus Kunstsachverständigen und Redakteuren – als „Meisterwerk des Monats" ausgewählt.

Aufwendig reproduziert von einer Spezialdruckerei, wird die fast plastische Wiedergabe und die brillante Farbqualität auch Sie begeistern. Ebenso wie die außergewöhnlich hochwertige Weiterverarbeitung: Die Kunstreproduktion ist auf einem zu Größe und Motiv passenden, dunkelbraunen Massivholzsockel (22 x 21,5 cm) aufgezogen und durch eine 7fache Firnisschicht – mit den typischen Haarrissen – veredelt und geschützt.

Dieses „Meisterwerk des Monats April 1982" ist das zehnte Motiv der faszinierenden Sammlung PAN Galerie der großen Meister, die ständig um ein neues Motiv eines bedeutenden Malers erweitert wird.

Sie erhalten Dürers Aquarell „Ansicht der Burg Arco" als Reproduktion, aufgezogen auf Massivholz (22 x 21,5 cm) und Aufhänger, im stoßgesicherten Versandkarton, zum besonders günstigen Direktbezugspreis von DM 96,– incl. Porto und Verpackung, per Nachnahme oder gegen Verrechnungsscheck. Sollte Sie diese Reproduktion nicht restlos begeistern, schicken Sie die komplette Sendung innerhalb einer Woche zurück. Sie erhalten dann umgehend Ihr Geld zurückerstattet.

Wenn Sie dieses großartige Kunstwerk besitzen möchten, schreiben Sie einfach eine Postkarte an Kunstversand Hanne Vögele, Burgweg 19–21, 7230 Schramberg. Oder noch einfacher: Sie verwenden die Leserservice-Karte Nr. 3 vor der letzten Umschlagseite dieser PAN-Ausgabe.

Meisterwerk des Monats April 1982: „Ansicht der Burg Arco" (Albrecht Dürer) Kunstreproduktion auf Massivholz aufgezogen, Format 22 x 21,5 cm

begrenzte Auflage

Sammeln Sie mit und freuen Sie sich schon bald an Ihrer eigenen, ganz persönlichen PAN Galerie der großen Meister.

Selbstbildnis in holländischer Tracht, *um 1871/72. Öl/Holz, 42 x 31 cm. Hannover, Wilhelm-Busch-Museum. Im Stil eines Bildes, das der Niederländer Frans Hals (1580–1666) gemalt hat, den Busch ganz besonders bewunderte*

Wirtshausszene mit Rot- und Blaujacke, *1892/93, Öl/Papier, 22,2 x 25,5 cm. Hannover, Wilhelm-Busch-Museum. Als Busch 1884 seine Bildergeschichten abgeschlossen hatte, malte er vor allem bäuerliche Szenen*

Grüne Sommerlandschaft – Weiden am Teich. *Öl/Papier, 13,8 x 29,5 cm Hannover, Leihgabe im Wilhelm-Busch-Museum. Von den Bäumen mochte der Maler am meisten die Weide, wegen ihres ausgeprägten Charakters*

Bauer in roter Jacke mit Kuh, *um 1888. Öl/Pappe, 13,3 x 17,8 cm. Hannover, Wilhelm-Busch-Museum. Die „Rotjacken" sind oft einsame Gestalten in weiter Natur – so sah er wohl auch sich selbst*

Der Imker. *Öl auf Papier, 19,4 x 14,6 cm. Hannover, Leihgabe im Wilhelm-Busch-Museum. Busch verstand etwas von der Imkerei. Mit „Schnurrdiburr oder die Bienen" hat er den fleißigen Immen eine köstliche Geschichte gewidmet*

Gustav Busch, *1873, Öl auf Holz, 71 x 48,7 cm. Hannover, Wilhelm-Busch-Museum. Dieser jüngere Bruder des Malers war Konservenfabrikant in Wolfenbüttel*

Johanna Keßler war eine Frankfurter Bankiersfrau, die Buschs Schaffen stark beeinflußt hat

Fortsetzung von Seite 83

wollte er wiedergeben. Übrigens ist dies auch einer der Gründe, warum er im Stil oft vom Impressionismus zum Naturalismus und Realismus wechselt.

Dem Maler Wilhelm Busch blieb jedenfalls trotz seines umfangreichen Werkes die Anerkennung versagt. Selbst die Wirkung einer kurz nach seinem Tode in München veranstalteten Ausstellung hielt nicht lange an. Vielmehr waren die Besucher erstaunt, daß der Verfasser weltweit bekanntgewordener Bildergeschichten und witziger Bücher „nebenbei" auch noch ein ernstzunehmender Maler war. Erst 24 Jahre später, als man im Jahre 1932 anläßlich seines 100. Geburtstages eine große Gemäldeausstellung in Hannover veranstaltete, wurde er von der Kunstkritik anerkannt . . .

Wilhelm Busch wurde am 15. April 1832 im niedersächsischen Dorf Wiedensahl, nahe Bückeburg am Rande des Schaumburger Landes, geboren. Sein Vater, der einen Krämerladen betrieb, war ein strenger, aber gerechter Mann. Von Erziehung und Entwicklung seiner Kinder – nach Wilhelm, dem Ältesten, kamen noch vier Söhne und zwei Töchter – hatte er eine feste Vorstellung. In einer seiner Selbstbiografien schreibt Wilhelm Busch: „Mein Vater war Krämer; klein, kraus, rührig, mäßig und gewissenhaft; zum Spaß geneigt, aber ernst gegen Dummheiten . . ." Die Strenge des Vaters blieb ihm für alle Zeiten im Gedächtnis.

„Es passierte", schreibt er später, „eine kleine Geschichte, die recht schmerzhaft und schimpflich für mich ablief. Beim Küster diente ein Kuhjunge, fünf, sechs Jahre älter als ich. Er hatte in einen rostigen Kirchenschlüssel, so groß wie dem Petrus seiner, ein Zündloch gefeilt, und gehacktes Fensterblei hatte er auch genug, bloß das Pulver fehlte ihm noch zu Blitz und Donner. Infolge seiner Beredsamkeit machte ich einen stillen Besuch bei einer gewissen steinernen Kruke, die auf dem Speicher stand. Nachmittags zogen wir mit den Kühen auf die einsame Waldwiese. Großartig war der Widerhall des Geschützes . . . Abends kehrte ich fröhlich heim und freute mich so recht auf das Nachtessen. Mein Vater empfing mich an der Tür und lud mich ein, ihm auf den Speicher zu folgen. Hier ergriff er mich am linken Flügel und trieb mich vermittels eines Rohrstockes im Kreise umher, immer um die Kruke herum, wo das Pulver drin war. Wie peinlich mir das war, ließ ich weithin verlautbaren . . ."

Nach dem Besuch der Dorfschule schickte der Vater den 9jährigen Wilhelm als Privatschüler zu dem Bruder seiner Frau, dem Pfarrer Georg Kleine nach Ebergötzen bei Göttingen. Busch schildert ihn so:

Eine Pfeife, mit Kuhhaaren gestopft

„Der Onkel war ein stattlicher Mann, ein ruhiger Naturbeobacher und äußerst milde; nur ein einziges Mal, wennschon öfters verdient, gab's Hiebe; mit einem trockenen Georginenstengel, weil ich den Dorftrottel geneckt . . ." Er hatte nämlich dessen Pfeife mit Kuhhaaren gestopft.

In Wiedensahl, vor allem aber in Ebergötzen stellt Wilhelm noch so manchen Streich an, dem wir später in seinen vielen Bildergeschichten wiederbegegnen. Er und sein bester Freund, der Müllerssohn Erich Bachmann, verleben dort herrliche Lausbubenjahre.

Als 16jähriger muß er auf Wunsch des Vaters auf die Polytechnische Schule nach Hannover. Er soll Maschinenbauer werden. Doch länger als drei Jahre hält er es dort nicht aus. Vor allem zeichnet er viel zu seinem Vergnügen; und als eines Tages der Maler Klemme sein Talent entdeckt, hat der es nicht schwer, Busch zu überreden, an die Kunstakademie nach Düsseldorf zu gehen.

Zum erstenmal setzt er sich auch dem Elternhaus gegenüber durch. Man kann sich denken, daß der Entschluß seines Ältesten, Maler zu werden, den Vater böse überraschte. Seine Söhne sollten „was Rechtes" werden und keine „brotlosen Künstler". Doch Wilhelm beharrt auf seinem Plan und wechselt nach Düsseldorf.

Die Arbeit an der rheinischen Kunstakademie befriedigt ihn allerdings gar nicht; er will mehr, als nur antike Gipsfiguren kopieren. Ungeduldig verläßt er Düsseldorf und schreibt sich an der Königlichen Akademie der Schönen Künste in Antwerpen ein. Hier hat Busch sein erstes großes Kunsterlebnis: „In Antwerpen", schreibt er, „sah ich zum erstenmal im Leben die Werke der alten Meister Rubens, Brouwer, Teniers; später Frans Hals. Ihre göttliche Leichtigkeit der Darstellung, die nicht patzt und kratzt und schabt, diese Unbefangenheit eines guten Gewissens, welches nichts zu vertuschen braucht . . ."

Und in seinem Tagebuch steht unter dem 26. Juni 1852 der Satz: „Von diesem Tag an datiert sich die bestimmtere Gestaltung meines Charakters als Mensch und Maler. Er sei mein zweiter Geburtstag!"

In diesem Jahr malt er auch seine ersten schönen Ölbilder, die bereits deutlich den Einfluß der großen flämischen Maler erkennen lassen. Wegen einer Typhuserkrankung kehrt er nach Wiedensahl zurück. Der Vater scheint recht zu behalten, wenn er Wilhelm als „unnützen Esser" und „gescheiterte Existenz" bezeichnet. Der aber ist nicht untätig und sammelt in den umliegenden Dörfern für ein geplantes Buch Märchen und alte Geschichten.

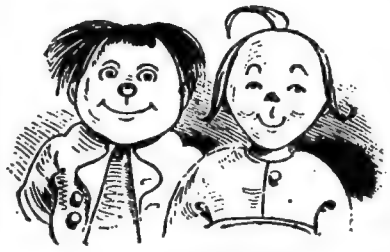
Im Jahre 1854 – er ist inzwischen 22 – will er in München einen letzten Versuch machen, zur Malerei zurückzufinden. Widerwillig gibt ihm der trotz allem gutmütige Vater seine „allerletzte Talerrolle", gewissermaßen als „Wegzehrung".

Aber auch an der Münchner Kunstakademie, die unter der Leitung von Wilhelm von Kaulbach steht, gefällt es Busch nicht. Ihn stört die professorale Malerei, die dort gelehrt wird, und er beschließt, auf den Besuch von Vorlesungen und Übungen zu verzichten.

Dafür schließt er sich eng der avantgardistischen Künstlervereinigung „Jung-München" an, wo er gleichgestimmte Seelen findet. Hier bahnt sich auch unmerklich der neue künstlerische Weg Wilhelm Buschs an. Die ersten Zeichnungen, die er für die „Fliegenden Blätter" (eine unterhaltende Zeitschrift zwischen „Kladderadatsch" und „Gartenlaube") an-

Bitte umblättern

Figuren, die Busch berühmt machten



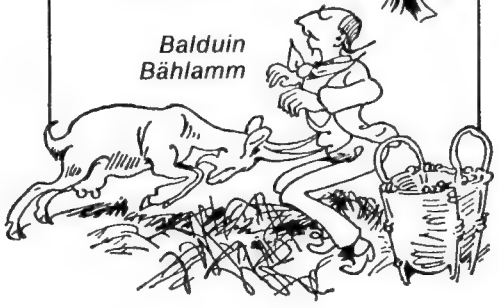
Max und Moritz

Witwe Bolte

Unglücksrabe Hans Huckebein

Der hinterlistige Heinrich

Die fromme Helene



Balduin Bählamm

Fortsetzung von Seite 87

fertigt, lassen bereits die große Begabung für die Satire erkennen.

Doch 1856 kehrt er wieder einmal nach Wiedensahl zurück. Er ist enttäuscht, weil seine ernsthafte Malerei von den Studienkollegen nicht sonderlich beachtet wird. Verzweifelt plant er, nach Brasilien auszuwandern, um dort Bienenzüchter zu werden. 1858 aber geht er erneut nach München.

Da kommt der Verleger Caspar Braun, der Herausgeber der „Fliegenden Blätter", mit einem Angebot: Busch soll als freier Mitarbeiter regelmäßig für ihn zeichnen. Wilhelm sagt zu und verdient nun zum erstenmal in seinem Leben Geld.

Zunächst fertigt er Zeichnungen zu fremden Texten an; dann kommt ihm die Idee, selber Texte zu schreiben. Seine erste eigene Bildergeschichte erscheint: „Die kleinen Honigdiebe". Und nun geschieht etwas Merkwürdiges: Die Malerkollegen, die vorher keine allzu lobenden Worte über seine Bilder fanden, sind plötzlich begeistert von der künstlerisch vollkommenen Form und der stilistischen Treffsicherheit, die Busch in Zeichnungen und Versen findet.

Und tatsächlich – die Zeichnungen, die von Busch anfänglich als persönlicher Protest gegen die verknöcherte und langweilige Akademiearbeit gedacht waren, entwickeln sich langsam, aber sicher zu seiner speziellen Stärke. Die ideale Kombination von Text und Zeichnung, die souveräne Strichführung und die satirischen Texte, die köstliche Darstellung menschlicher Eigenheiten und komischer Ereignisse lassen Wilhelm Busch bei den Lesern der „Fliegenden Blätter" zum Lieblingsautor und – für den Verleger – zum Zugpferd werden. Und auch Vater Busch wird stolz auf seinen erfolgreichen Sohn.

Busch aber hat seine eigene Meinung: „Ich betrachte meine Sachen einfach als das, was sie sind, als Nürnberger Tand, als Schnurrpfeifereien, deren Wert nicht in ihrem künstlerischen Gehalt, sondern in der Nachfrage des Publikums zu suchen sind . . . ", bekennt er in einem Brief an Freund Otto Bassermann.

Wieder zu Hause in Niedersachsen, widmet er seine freie Zeit mit Begeisterung der ernsthaften Malerei, zu der er sich eigentlich berufen fühlt. In Wolfenbüttel schreibt er in sein Tagebuch: „Ich male so fleißig für mich hin. Es behagt mir von Herzen."

Er bringt wunderschöne Bilder auf die Leinwand: Landschaften, Stillleben, Selbstbildnisse, Genrebilder und Porträts, mit denen er sein ganzes malerisches Können und seinen Blick für Farbe und Licht beweist.

Als im Jahre 1863 der junge Dresdner Verleger Heinrich Richter, ein Sohn des Malers Ludwig Richter, ihn bittet, zwei Bildergeschichten für ihn zu verfassen, die unter dem Titel „Bilderpossen" als Buch erscheinen sollen, ist Busch überglücklich. Jetzt hofft er, endlich vom Zeitschriften- zum Buchautor wechseln zu können. Er schickt Richter nicht nur zwei, sondern gleich vier Geschichten.

Das Buch aber wird ein geschäftlicher Reinfall. Der Verleger ist enttäuscht. Busch natürlich auch. Als „Wiedergutmachung" bietet er Richter das Manuskript eines kleinen Buches zum Geschenk an. Ein Honorar will er nicht. Titel des Manuskripts: „Max und Moritz". Heinrich Richter lehnt dankend ab – und verzichtet damit auf das Geschäft seines Lebens.

Caspar Braun in München dagegen greift sofort zu. Er bringt das Buch 1865 heraus und zahlt Wilhelm Busch für alle Rechte eine einmalige Abfindung von 1000 Gulden (= 1710 Goldmark), wovon dazu noch der überwiegende Teil für die Tilgung seiner Schulden bei Braun abgeht. „Max und Moritz" wird das größte Buchgeschäft des Verlages. Busch ist der Geprellte. Denn für die zahllosen Neuauflagen des Buches (bis heute 2 Millionen und in alle Kultursprachen sowie viele Dialekte übersetzt) erhielt er keinen roten Heller mehr.

Als ihm der Verlag zum 70. Geburtstag – Busch nannte diesen Tag „eine Leichenfeier für Lebzeiten" – 20 000 Mark als Geschenk überwies, gab der verärgerte Autor den Betrag umgehend als Spende an zwei Krankenhäuser in Hannover weiter.

Ganz im Gegensatz zu den damaligen Kinderbüchern stand in „Max und Moritz" der Dichter offensichtlich auf seiten der Lausbuben. Artige Kinder gibt es bei Busch nicht. Wie man überhaupt in seinen Bildergeschichten – er nannte sie „Papiertheater" – Originale und Käuze die Fülle findet, aber keine „Helden". Daher liefen auch viele Pädagogen nach der Veröffentlichung Sturm gegen das Buch, das ihrer Meinung nach durch die haargenaue Darstellung der Streiche nur schlechte Beispiele gebe. Noch im Jahre 1929 verbot die Landesregierung der Steiermark, das Buch an Jugendliche unter 18 Jahren auszuliefern.

Im übrigen erregt Busch auch mit anderen Veröffentlichungen Anstoß. Als im Jahre 1870 „Der heilige Antonius von Padua" erscheint, er-

hebt das Großherzogliche Badische Kreis- und Hofgericht in Offenburg Klage gegen den Verleger Moritz Schauenburg in Lahr. Begründung: „Herabwürdigung der Religion und Erregung öffentlichen Ärgernisses durch unzüchtige Schriften". Erst ein Jahr später wird die Klage zurückgezogen.

Der Riesenerfolg seiner Arbeiten gibt Wilhelm Busch starken Auftrieb. Neben den ungezählten Veröffentlichungen in Zeitschriften entstehen „Die fromme Helene", „Die Abenteuer eines Junggesellen", „Herr und Frau Knopp", „Julchen", „Fipps, der Affe", „Plisch und Plum", „Pater Filucius" (ein polemisches Werk mit bösen Seitenhieben auf die Jesuiten), „Balduin Bählamm", „Maler Klecksel", um nur einige zu nennen.

Das Publikum verschlingt Buschs Bücher. Seine Verse und Aphorismen werden zu geflügelten Worten. Selten hat ein Autor so viele Reime und Zweizeiler geschrieben, die in ihrer einprägsamen Form in den allgemeinen deutschen Sprachschatz eingegangen sind. Oft glaubt man sogar bei einem Buschzitat, es handele sich um uralte Spruchweisheiten.

Doch was so einfach aussieht, kostete ihn viel Mühe. „Diese Dinge müssen in ihrer Weise Schliff haben, damit sie geläufig ins Gedächtnis und über die Lippen gehen, eine Eigenschaft, die Fleiß erfordert und worauf ich nicht wenig stolz bin", schreibt er einmal.

Als auf Borkum ein Mann meinte, seine Verse würden ihm doch sicher nur so zufallen, erwiderte Busch unwirsch: „Erlauben Sie mal! Die sind mit großem Fleiß erdacht und sorgsam gefeilt. Hinter einem Satz wie »Das Gute, dieser Satz steht fest, ist stets das Böse, das man läßt« steckt viel Überlegung und Arbeit."

„Busch war unergründlich boshaft"

Es ist schon etwas daran, wenn Golo Mann über Busch schreibt: „Die Leute genossen die Werke des nur scheinbar heiteren, unergründlich boshaften, menschenfeindlichen Humoristen mit nie versagender Freude. Sie fühlten sich von ihm erkannt, aber auf eine Weise, die ihnen gefiel."

Nach dem 1884 erschienenen „Maler Klecksel", in dem viel Autobiografisches steckt, schreibt Wilhelm Busch keine Bildergeschichten mehr. Die letzten 25 Jahre seines Lebens widmet er ausschließlich den Prosaschriften. Es erscheinen „Eduards Traum" und „Der Schmetterling", zwei Selbstbiografien und der Gedichtband „Zu guter Letzt", ein Gegenstück zu der bereits 1874 erschienenen „Kritik des Herzens".

Oft hat er in lustigen, aber auch besinnlichen Versen den Tod zitiert. „Ach – und endlich auch durch mich macht man einen dicken Strich" heißt es in „Abenteuer eines Junggesellen"; und die „Jobsiade" endet mit „Zum letzen Mal wird eingetunkt, dann kommt der große schwarze Punkt."

Einen Monat vor seinem Tode schrieb er an Margarete Meyer: „Was soll ich viel sagen? Ich stehe auf der Grenze von Hier und Dort, und fast kommt es mir vor, als ob beides dasselbe wäre . . . " Und in einem anderen Brief: „So geht es nun mal auf der Reise hienieden. Einer nach dem anderen steigt aus, und der Zug saust weiter, bis die Station kommt, wo man selber aussteigen muß."

Er stieg am 6. Januar 1908 in Mechtshausen aus. Die Welt war um einen großen weisen Mann ärmer geworden.

Wilhelm Hohenlind

Ölgemälde
nach Ihrem Farbfoto.
Die Geschenkidee!
Sehr kostengünstig! Porträts ab 200,- DM, Landschaften ab 150,- DM. Kostenlos Prospekt und Farbfotos anfordern. Einfach Anzeige auf Postkarte kleben!
GALERIE G. S., Abt. P, Postf. 2049, 7640 Kehl

Taten statt Worte
Internat. Soforthilfe
Spendenkonten bei allen Banken, Sparkassen und Postscheckämtern
41 41 41
Deutsches Rotes Kreuz

DAMIT EIN GARTEN EIN SCHÖNER GARTEN WIRD, BRAUCHT'S EIN BISSCHEN GEDULD. UND
mein schöner **Garten**
Europas große Gartenzeitschrift

Die schönsten volkstümlichen Lieder
gesungen von:
Vicky Leandros
Westfälische Nachtigallen
Marianne und Michael
Kretschek's
Oberkrainer Musikanten
Die Ulmer Spatzen
Ivan Rebroff
Die LP ist zum Preis von DM 19,90 überall im Schallplattenhandel zu haben
oder direkt bei der Redaktion der
FREIZEIT REVUE,
7600 Offenburg

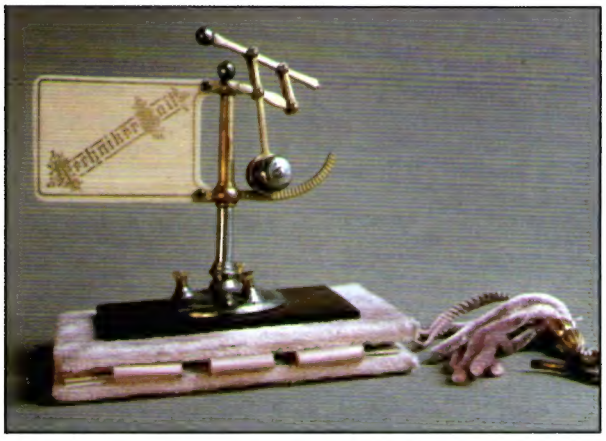
Englische Gartentradition

garpa
Garten+Park Einrichtungen
Garten- und Parkmöbel aus massivem Teakholz. In zeitloser Form, für Jahrzehnte im Freien. Bänke, Sessel, Tische, Liegen, – versch. Modelle. Neuen Katalog – Barlow LR – bitte anfordern.
Garpa – Kiehnwiese 1, 2050 Escheburg, Tel. (04152) 52 00

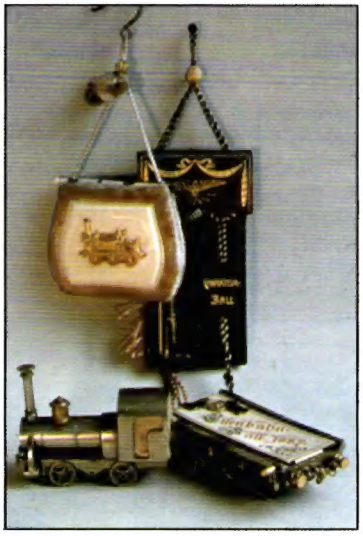
Wertvoller großer Farb-Katalog
»mein atelier«
Alles zum Malen per Post
bitte gegen Schutzgebühr von DM 1,60 in Briefmarken anfordern bei
GERSTÄCKER VERLAG KG
Versand von Mal+Zeichenbedarf
Postfach 349 · 5208 Eitorf · Abt. 02

Das Schmuckmuseum Pforzheim zeigt Damenspenden aus einer Zeit, als die Herren noch Fantasie hatten . . .

Erinnerungen an ein Ballerlebnis



Beim Wiener Techniker-Ball am 24. Januar 1895 wurde dieser Windmesser verehrt – vielleicht als diskrete Warnung vor besonders stürmischen Herren



Conducteure und andere Eisenbahner: Einfälle in den Jahren 1884 bis 1905

22. Februar 1881: kleine Kostbarkeit vom Musikverein „Concordia"

Erinnerung an Bürgerball, Musikfreunde, Unteroffiziere (v. l.) und Apotheker

Auch bei den Bemühungen um die Gunst der Schönen setzten die Techniker auf ihren Beruf: Bandsäge (1897), Bohrmaschine (1902, 9 cm hoch), Dynamo-Maschine (1885).

Im Jugendstil: künstlerisch gestaltetes Album mit Tanzordnung vom Ball der „Concordia" am 3. Februar 1902

Mit Zirkel und Dreieck im Stil der Zeit: Ballpräsent der Wiener Bautechniker am 1. Februar 1902

Gesellschaft vom weißen Kreuz, 1893: Kanone mit Tanzordnung im Rohr. 1880: Helm, Trompete

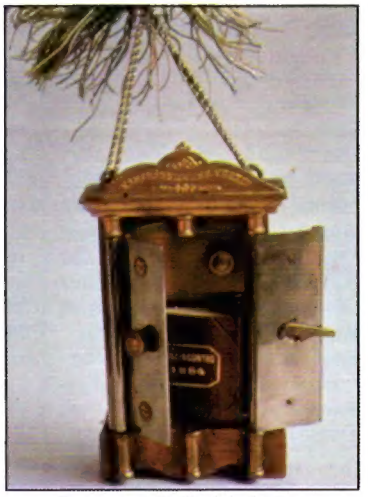
Industriellen-Anhänger: außen Goethe-Zitat: Tages Arbeit! Abends Gäste! Saure Wochen! Frohe Feste!

Für die Damen beim „Holzknechtball" 1888 (oben) und beim Ball der „Concordia" am 17. Februar 1873

Erinnerung, o welche Zeit / entrückst du der Vergessenheit!" dichtete August Graf von Platen im Jahre 1814. Das gilt im doppelten Sinne für die Ballspenden, die das Pforzheimer Schmuckmuseum noch bis zum 4. April zeigt. Einst dazu bestimmt, die Erinnerung an eine Ballnacht wachzuhalten, erinnert sie heute an eine Zeit, in der es noch Kaiser gab und viele Könige und eine walzerselige k. u. k. Donaumonarchie mit einem singenden, klingenden Wien; und Herren, die den Damen zum Ballereignis nicht irgendein Massenprodukt, sondern als bleibende Erinnerung ein unverwechselbares, einzig für dieses eine Fest geschaffenes Präsent überreichten.

Was die Fantasie jener längst vergangenen Herren-Generation angeht, so wird man über das eine oder andere Stück vielleicht milde lächeln; es handelt sich zum Teil um wirklich sehr männliche Einfälle. Immerhin, man hatte welche, und der Zweck der sogenannten Ball- oder Damenspende mußte ja auch bedacht werden: sie diente als Behälter, als Futteral für je-

Bitte umblättern



Tresor mit Geldsäcken und „Tanz-Skontro 1884" vom Kaufmännischen Verein

Antonio Calderara (1903–1978)
Ludwigshafen, Wilhelm-Hack-Museum. Gegenständliche und abstrakte Arbeiten des italienischen Malers.
Bis 18. April 1982

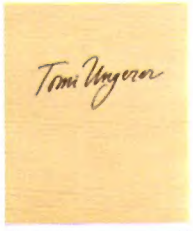
Rudolf Hoflehner
Stuttgart, Kunstverein. Das Werk des österreichischen Bildhauers wird zum erstenmal umfassend gezeigt.
Bis 11. April 1982

Christo, Projekte in der Stadt 1961–1981
Frankfurt, Städelsches Kunstinstitut.
Bis 12. April 1982

Katalog 146 Seiten: 25 DM

Hans Thoma, Wilhelm Leibl und ihr Kreis
Braunschweig, Herzog-Anton-Ulrich-Museum. Gemälde und Studien aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Bis 25. April 1982

Kalebassen
Berlin, Botanisches Museum.
Bis 12. April 1982



Tomi Ungerer
München, Stadtmuseum. Werke aus den Jahren 1956 – 1981.
Bis 9. Mai 1982

Katalog 132 Seiten: 30 DM

Zwischen Steinzeit und Bibel
München, Prähistorische Sammlung. Funde aus dem Vorderen Orient.
Bis 18. April 1982

Giorgio Morandi: Radierungen
Wolfsburg, Städtische Galerie. 80 Werke des italienischen Künstlers (1890–1964). Bis 25. April 1982

Pergamon
Bonn, Akademisches Kunstmuseum/Bonn-Center. Grabungen in der altgriechischen Stadt. Bis 30. April 1982

Land des Baal
Berlin, Schloß Charlottenburg/Große Orangerie. 270 Meisterwerke syrischer Kunst und Kultur aus etwa zehn Jahrtausenden. Bis 1. Juni 1982

Joseph Beuys – Frauen und Mädchen
Ulm, Kunstverein. Bis 12. April 1982

Französische Malerei des 17. Jahrhunderts
Paris, Grand Palais.
Bis 26. April 1982

Katalog 400 Seiten: 100 FF

Edwin Landseer (1802–1873)
London, Tate Gallery. Erste große Retrospektive des Malers und Bildhauers. Bis 12. April 1982

Töpferei des Reinhardswaldes
Kassel, Staatliche Kunstsammlungen. Töpferei vom 12. bis 20. Jahrhundert.
Bis 25. April 1982

Von Greco bis Goya
München, Haus der Kunst.
Bis 25. April 1982

Katalog 320 Seiten / Buchhandel: 32 DM, Ausstellungskasse: 22 DM

Ägypten vor den Pyramiden
Krefeld, Museum Burg Linn. Über 200 Exponate aus der Zeit von 5000 bis 3000 v. Chr. Bis 11. April 1982

Egon Schiele (1890–1918)
München, Museum Villa Stuck.
Bis 18. April 1982

Roy Lichtenstein
Köln, Kunsthalle. Arbeiten des amerikanischen Künstlers aus dem letzten Jahrzehnt.
Bis 25. April 1982

Katalog 180 Seiten: 22 DM

Franz Radziwill
Hannover, Kunstverein. Rund 500 Werke des deutschen Künstlers.
Bis 12. April 1982

Hundertwasser
Bonn, Kunsthaus. Japanische Farbholzschnitte. Bis 17. April 1982

Mode 1930 bis 1970
Zürich, Museum Bellerive. 60 Haute-Couture-Modelle von französischen Modeschöpfern. Bis 25. April 1982

Oskar Kokoschka (1886–1980)
Wien, Museum des 20. Jahrhunderts.
Bis 13. April 1982

Otto Modersohn (1865–1943)
Wien, Künstlerhaus. 150 Ölbilder und 100 Zeichnungen des Worpsweder Malers. Bis 12. April 1982

Paul Cézanne Aquarelle (1839–1906)
Zürich, Kunsthaus.
Vom 2. April bis 31. Mai 1982

Katalog 298 Seiten. Leinen mit Schutzumschlag
Im Buchhandel: 76 DM

Von Michelangelo bis Géricault
Hamburg, Kunsthalle. 170 Handzeichnungen aus sechs Jahrhunderten.
Bis 2. Mai 1982

Franz Erhard Walther – Werkzeichnungen
Krefeld, Museum Haus Lange.
Bis 18. April 1982

Jackson Pollock
Paris, Musée d'Art Moderne. Hauptwerke des amerikanischen Malers.
Bis 19. April 1982

Katalog 420 Seiten: 135 FF

Pier Paolo Pasolini
Hamburg, Kunstverein. Zeichnungen und Gemälde des italienischen Filmregisseurs und Schriftstellers.
Vom 8. April bis 9. Mai 1982

Neue Zeichnungen alter Meister
Bonn, Haus Nordrhein-Westfalen.
Bis 30. April 1982

Beuys, Rauschenberg, Twombly, Warhol
Berlin, Nationalgalerie. Werke und Objekte. Bis 12. April 1982

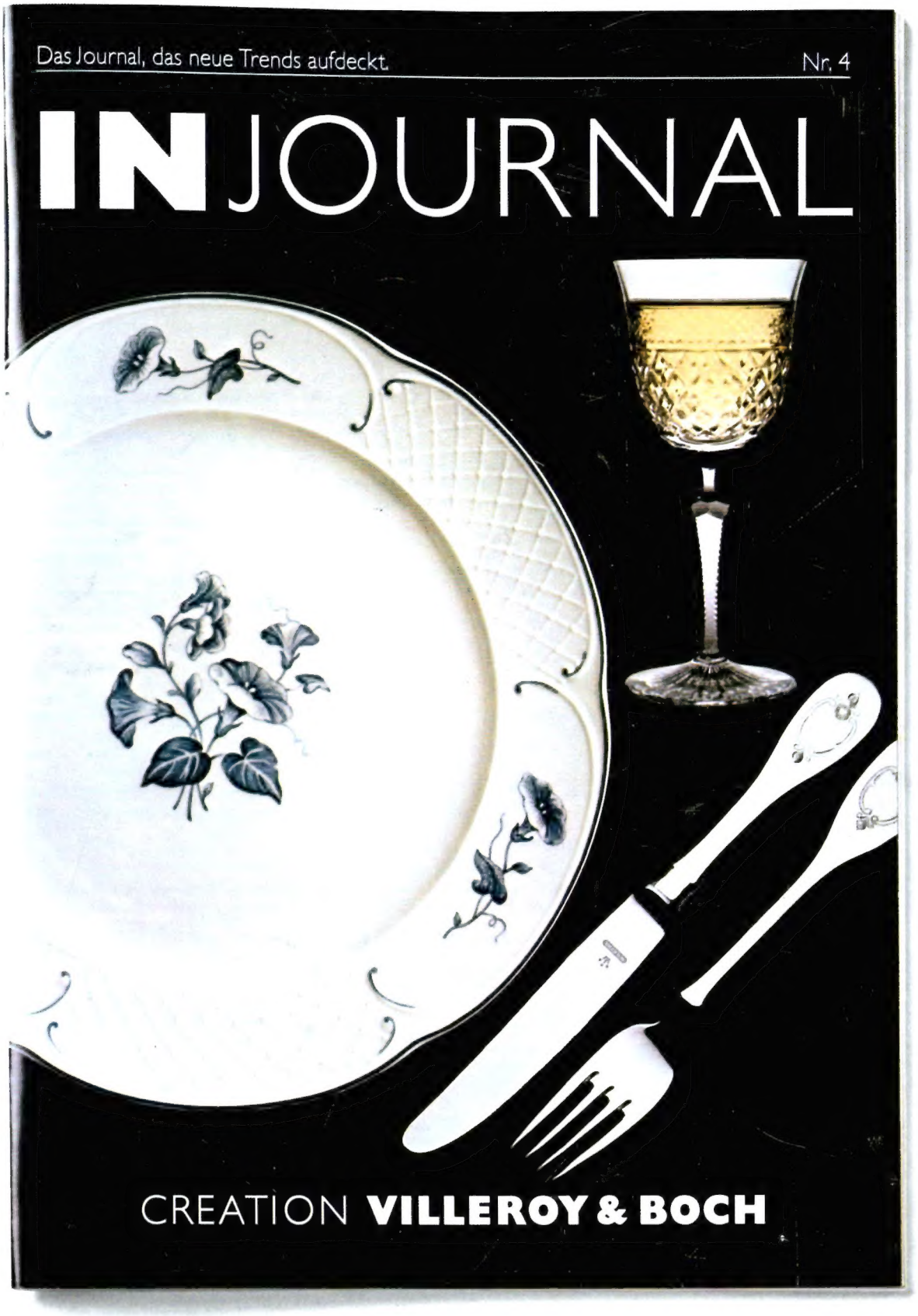
Marc Chagall
Bottrop, Quadrat – Moderne Galerie. Druckgrafische Folgen aus der Zeit von 1922 bis 1966. Bis 9. Mai 1982

Die Kataloge können, falls nicht anders vermerkt, über die jeweiligen Museen bezogen werden

IM NÄCHSTEN HEFT

August Macke: Poesie aus Licht und Farben **Lebendiges Mittelalter:** Brügge, das flandrische Venedig **Archäologie:** Das Rätsel von San Agustin **Taubergießen:** Urweltparadies in Deutschland **Kulturgeschichte:** Museumsdorf im Bayerischen Wald. PAN Nr. 5 erscheint Freitag, 30. April

Ganz frisch auf dem Tisch.



Das INJOURNAL Nr. 4. Jetzt kostenlos in Ihrem Porzellan-Haus oder direkt anfordern bei:
INJOURNAL Villeroy & Boch, 4000 Düsseldorf 222.